This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

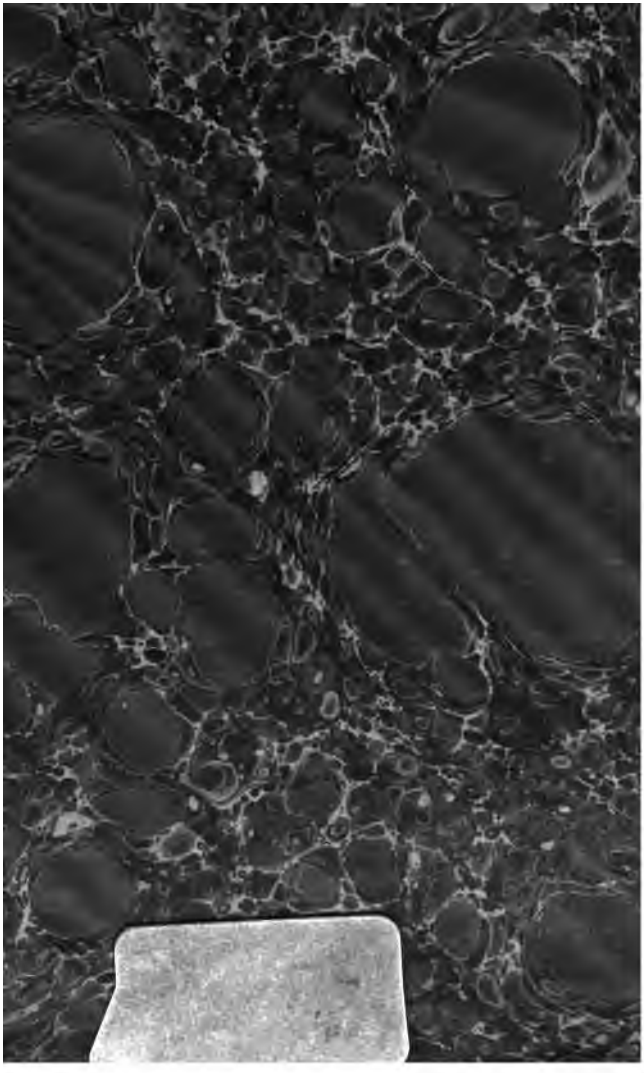
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

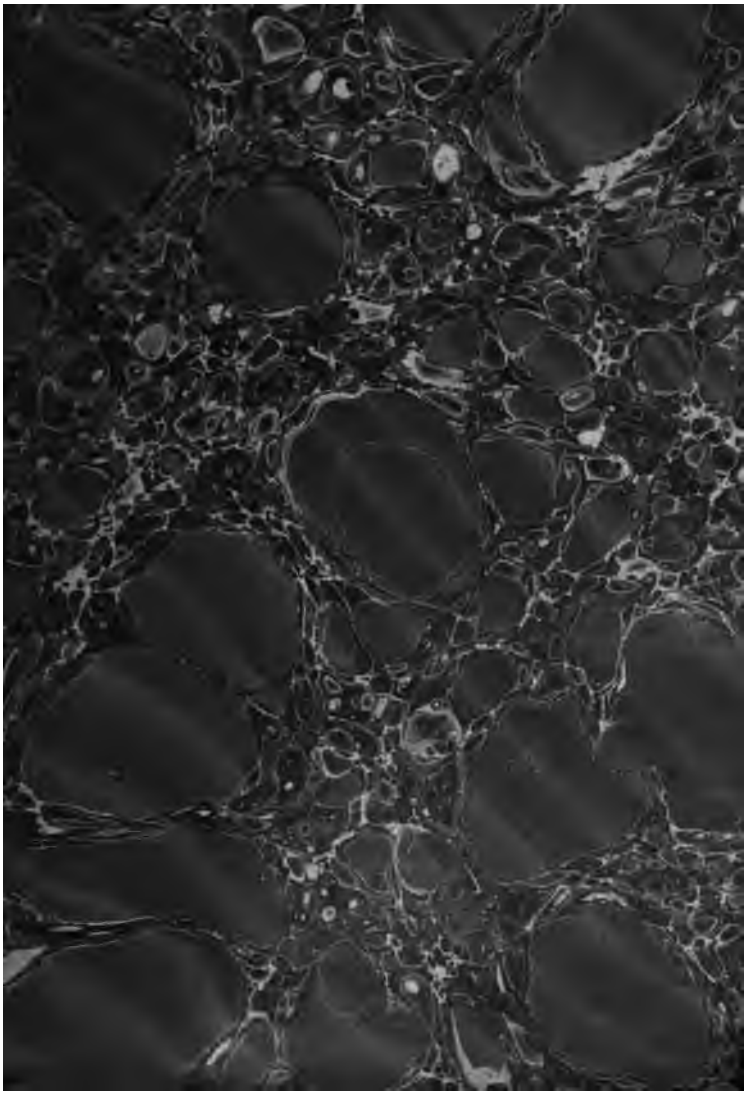
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`





28853 f. 78

Schillers

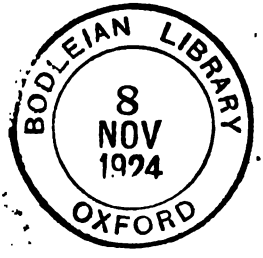
sämmtliche Werke.

in zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1838.

D.


BODLEIAN LIBRARY
8
NOV
1924
OXFORD

Inhalt

Seite

Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen. In einer Reihe von Briefen 1

Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch ſchöner Formen 134

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung 167

Ueber den moraliſchen Nutzen äſthetiſcher Sitten 282

Ueber das Erhabene 295

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunſt 317

An den Herausgeber der Propyläen 326

Ueber Bürgers Gedichte 341

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795 358

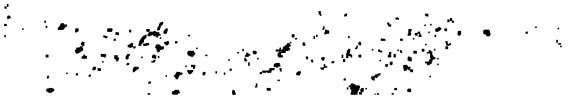
Ueber Egmont, Trauerſpiel von Goethe 368

Ueber Matthiſſons Gedichte 382

Anhang.

Nachrichten von Schillers Leben 407

Charlotte von Schiller 435



Ueber die

ästhetische Erziehung des Menschen,

in einer Reihe von Briefen.*

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

* Anmerkung des Herausgebers. Diese Briefe wurden an den letztverstorbenen Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben und zuerst in den Horen vom Jahr 1795 gedruckt.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welchen Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lectüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verleugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sectirerei schuldig machen und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen, schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkkraft wird die Gesetze dictiren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Ansprüche der gemeinen Vernunft und als Thatsachen des moralischen Instinctes erscheinen, den die weise Natur dem

Menſchen zum Vormund ſetzte, bis die helle Einſicht ihn mündig macht. Aber eben dieſe techniſche Form, welche die Wahrheit dem Verſtande verſichtbart, verbirgt ſie wieder dem Gefühl: denn leider muß der Verſtand das Object des innern Sinnes erſt zerſtören, wenn er es ſich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünſtler, ſo findet auch der Philoſoph nur durch Auflöſung die Verbindung und nur durch die Marter der Kunſt das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erſcheinung zu haſchen, muß er ſie in die Feſſeln der Regel ſchlagen, ihren ſchönen Körper in Begriffe zerfleiſchen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geiſt aufbewahren. Iſt es ein Wunder, wenn ſich das natürliche Gefühl in einem ſolchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analyſten als ein Paradoxon erſcheint?

Laſſen Sie daher auch mir einige Nachſicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Unterſuchungen ihren Gegenſtand, indem ſie ihn dem Verſtande zu nähern ſuchen, den Sinnen entrücken ſollten. Was dort von moraliſchen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erſcheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derſelben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente iſt auch ihr Weſen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber ſollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verſtattet wird, nicht vielleicht einen beſſern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerkſamkeit auf dem Schauplatz der ſchönen Kunſt zu beſchäftigen? Iſt es nicht wenigſtens außer

der Zeit, ſich nach einem Geſetzbuch für die äſthetiſche Welt umzuſehen, da die Angelegenheiten der moraliſchen ein ſo viel näheres Intereſſe darbieten, und der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt durch die Zeitumſtände ſo nachdrücklich aufgefordert wird, ſich mit dem vollkommenſten aller Kunſtwerke, mit dem Bau einer wahren politiſchen Freiheit, zu beſchäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man iſt eben ſo gut Zeitbürger, als man Staatsbürger iſt; und wenn es unſchicklich, ja, unerlaubt gefunden wird, ſich von den Sitten und Gewohnheiten des Cirkels, in dem man lebt, auszuſchließen, warum ſollte es weniger Pflicht ſeyn, in der Wahl ſeines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geſchmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Dieſe Stimme ſcheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunſt auszufallen, derjenigen wenigſtens nicht, auf welche allein meine Unterſuchungen gerichtet ſeyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunſt des Ideals zu entfernen droht. Dieſe muß die Wirklichkeit verlaſſen und ſich mit anſtändiger Kühnheit über das Bedürfniß erheben: denn die Kunſt iſt eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geiſter, nicht von der Nothdurft der Materie will ſie ihre Vorſchrift empfangen. Jetzt aber herrſcht das Bedürfniß und beugt die geſunkene Menſchheit unter ſein tyranniſches Joch. Der Nutzen iſt das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen ſollen. Auf dieſer groben Wage hat das geiſtige Verdienſt der Kunſt kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verſchwindet ſie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts.

Selbſt der philoſophiſche Unterſuchungsgeiſt entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Gränzen der Kunſt verengen ſich, je mehr die Wiſſenſchaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll ſind die Blicke des Philoſophen wie des Weltmanns auf den politiſchen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schickſal der Menſchheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Geſellſchaft, dieſes allgemeine Geſpräch nicht zu theilen? So nahe dieſer große Rechtshandel, ſeines Inhalts und ſeiner Folgen wegen, Jeden, der ſich Menſch nennt, angeht, ſo ſehr muß er, ſeiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbſtdenker insbeſondere intereſſiren. Eine Frage, welche ſonſt nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, iſt nun, wie es ſcheint, vor dem Richterſtuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und, wer nur immer fähig iſt, ſich in das Centrum des Ganzen zu verſetzen und ſein Individuum zur Gattung zu ſteigern, darf ſich als einen Beiſitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, ſo wie er als Menſch und Weltbürger zugleich Partei iſt und näher oder entfernter in den Erfolg ſich verwickelt ſieht. Es iſt alſo nicht bloß ſeine eigene Sache, die in dieſem großen Rechtshandel zur Entſcheidung kommt; es ſoll auch nach Geſetzen geſprochen werden, die er als vernünftiger Geiſt ſelbſt zu dictiren fähig und berechtigt iſt.

Wie anziehend müßte es für mich ſeyn, einen ſolchen Gegenſtand mit einem eben ſo geiſtreichen Denker als liberalen Weltbürger in Unterſuchung zu nehmen und einem Herzen, das mit ſchönem Enthuſiasmus dem Wohl der Menſchheit ſich weiht, die Entſcheidung heimzuſtellen! wie angenehm überraſchend, bei einer noch ſo großen Verſchiedenheit des

Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist; ja, daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben Das macht ihn zum Menschen, daß er bei Dem nicht stille steht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipirte, durch Vernunft wieder rückwärts zu thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein,

ehe er in seiner Freiheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach bloßen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Volksstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr scheidet, wie er, um nur ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe aufdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfinge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stande der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten: denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig

gewordenen Volks, ſeinen Naturſtaat in einen ſittlichen
aufzuheben.

Dieſer Naturſtaat (wie jeder politiſche Körper he
kann, der ſeine Einrichtung urſprünglich von Kräften,
von Geſetzen, ableitet) widerſpricht nun zwar dem morali
Menſchen, dem die bloße Geſetzmäßigkeit zum Geſetz di
ſoll; aber er iſt doch gerade hinreichend für den phyſi
Menſchen, der ſich nur darum Geſetze gibt, um ſich
Kräften zu finden. Nun iſt aber der phyſiſche Menſch w
lich, und der ſittliche nur problematiſch. Hebt alſ
Vernunft den Naturſtaat auf, wie ſie nothwendig muß, i
ſie den ihrigen an die Stelle ſetzen will, ſo wagt ſie
phyſiſchen und wirklichen Menſchen an den problemati
ſittlichen, ſo wagt ſie die Exiſtenz der Geſellſchaft an ein
mögliches (wenn gleich moraliſch nothwendiges) Ideal
Geſellſchaft. Sie nimmt dem Menſchen etwas, das er wi
beſitzt, und ohne welches er nichts beſitzt, und weist
dafür an etwas an, das er beſitzen könnte und ſollte;
hätte ſie zuviel auf ihn gerechnet, ſo würde ſie ihm für
Menſchheit, die ihm noch mangelt und unbeſchadet
Exiſtenz mangeln kann, auch ſelbſt die Mittel zur Thi
entriſſen haben, die doch die Bedingung ſeiner Menſ
iſt. Ehe er Zeit gehabt hätte, ſich mit ſeinem Willen
dem Geſetze feſt zu halten, hätte ſie unter ſeinen Füße
Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken alſo iſt, daß die phyſiſche G
ſchaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, i
die moraliſche in der Idee ſich bildet, daß um der W
des Menſchen willen ſeine Exiſtenz nicht in Gefahr ger
darf. Wenn der Künſtler an einem Uhrwerk zu beſſern
ſo läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uh

des Staats muß gebeſſert werden, indem es ſchlägt, und hier gilt es, das rollende Rad während ſeines Umſchwungs auszutauſchen. Man muß alſo für die Fortdauer der Geſellſchaft die Stütze aufſuchen, die ſie von dem Naturſtaate, den man auflöſen will, unabhängig macht.

Dieſe Stütze findet ſich nicht in dem natürlichen Charakter des Menſchen, der, ſelbſtſüchtig und gewaltthätig, vielmehr auf Zerſtörung als auf Erhaltung der Geſellſchaft zielt; ſie findet ſich eben ſo wenig in ſeinem ſittlichen Charakter, der, nach der Vorausſetzung, erſt gebildet werden ſoll, und auf den, weil er frei iſt, und weil er nie erſcheint, von dem Geſetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es käme alſo darauf an, von dem phyſiſchen Charakter die Willkür und von dem moraliſchen die Freiheit abzuſondern — es käme darauf an, den erſtern mit Geſetzen übereinſtimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, dieſen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrſchaft bloßer Kräfte zu der Herrſchaft der Geſetze einen Uebergang bahnte und, ohne den moraliſchen Charakter an ſeiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem ſinnlichen Pfand der unſichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief.

So viel iſt gewiß: nur das Uebergewicht eines ſolchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moraliſchen Principien unſchädlich machen, und auch nur ein ſolcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufſtellung eines moraliſchen Staats wird auf das Sittengeſetz

als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Urſachen gezogen, wo Alles mit ſtrenger Nothwendigkeit und Stetigkeit an einander hängt. Wir wiſſen aber, daß die Beſtimmungen des menſchlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem abſoluten Weſen die phyſiſche Nothwendigkeit mit der moraliſchen zuſammenfällt. Wenn alſo auf das ſittliche Betragen des Menſchen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden ſoll, ſo muß es Natur ſeyn, und er muß ſchon durch ſeine Triebe zu einem ſolchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein ſittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menſchen ſteht aber vollkommen frei zwiſchen Pflicht und Neigung, und in dieſes Majeſtätsrecht ſeiner Perſon kann und darf keine phyſiſche Nöthigung greifen. Soll er alſo dieſes Vermögen der Wahl beibehalten und nichts deſto weniger ein zuverläſſiges Glied in der Cauſalverknüpfung der Kräfte ſeyn, ſo kann Dies nur dadurch bewerkſtelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erſcheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verſchiedenheit in der Form, die Materie ſeines Wollens dieſelbe bleibt, daß alſo ſeine Triebe mit ſeiner Vernunft übereinſtimmend genug ſind, um zu einer univerſellen Geſetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Menſch, kann man ſagen, trägt, der Anlage und Beſtimmung nach, einen reinen, idealiſchen Menſchen in ſich, mit deſſen unveränderlicher Einheit in allen ſeinen Abwechslungen übereinzuſtimmen die große Aufgabe ſeines Daſeyns iſt.* Dieſer reine Menſch, der ſich, mehr

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erſchienene Schrift: Vorleſung über die Beſtimmung des Gelehrten, von meinem Freund Fichte, wo ſich eine ſehr lichtvolle und noch nie auf dieſem Wege verſuchte Ableitung dieſes Satzes findet.

oder weniger deutlich, in jedem Subject zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat, die objective und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjecte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt, oder dadurch, daß das Individuum Staat *wird*, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich *veredelt*.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg: denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt; aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesetz der andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingeprägt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stande ist. Der Staat soll nicht bloß den objectiven und generischen, er soll auch den subjectiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechaniſche Künſtler ſeine Hand an die geſtaltloſe Maſſe legt, um ihr die Form ſeiner Zwecke zu geben, ſo trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun: denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für ſich ſelbſt keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, ſondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der ſchöne Künſtler ſeine Hand an die nämliche Maſſe legt, ſo trägt er eben ſo wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, ſie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, reſpectirt er nicht im Geringſten mehr, als der mechaniſche Künſtler; aber das Auge, welches die Freiheit dieſes Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen denſelben zu täuſchen ſuchen. Ganz anders verhält es ſich mit dem pädagogiſchen und politiſchen Künſtler, der den Menſchen zugleich zu ſeinem Material und zu ſeiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur, weil das Ganze den Theilen dient, dürfen ſich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige iſt, die der ſchöne Künſtler gegen ſeine Materie vorgibt, muß der Staatskünſtler ſich der ſeinigen nahen, und nicht bloß ſubjectiv und für einen täuſchenden Effect in den Sinnen, ſondern objectiv und für das innere Weſen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Perſönlichkeit ſchonen.

Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organiſation ſeyn ſoll, die ſich durch ſich ſelbſt und für ſich ſelbſt bildet, ſo kann er auch nur in ſo fern wirklich werden, als ſich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufgeſtimmt haben. Weil der Staat der reinen und objectiven Menſchheit in der Bruſt ſeiner Bürger zum Repräſentanten dient, ſo wird er gegen ſeine Bürger dasſelbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem ſie zu ſich ſelber ſtehen, und ihre ſubjective Menſchheit

auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objectiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjective Mensch dem objectiven noch so contradictorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einförmigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und

würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

Fünfter Brief.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorstechendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemälde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht bloß; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten malt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichern Classen stellen sich uns rohe, gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objective Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjective muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solang es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden und durch die Cohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Classen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Edlere in seiner Zerstörung das Abscheulichere sey; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Naturſohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender, aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affectirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr

die verzeihliche erſte Stimme, um ihr, in unſerer materialiſtiſchen Sittenlehre, die entſcheidende letzte einzuräumen. Mitten im Schoße der raffinirteſten Geſelligkeit hat der Egoism ſein Syſtem gegründet, und, ohne ein geſelliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anſteckungen und alle Drangſale der Geſellſchaft. Unſer freies Urtheil unterwerfen wir ihrer deſpotiſchen Meinung, unſer Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unſern Willen ihren Verführungen; nur unſere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbſtgenügſamkeit zieht das Herz des Weltmanns zuſammen, das in dem rohen Naturmenſchen noch oft ſympathetiſch ſchlägt, und wie aus einer brennenden Stadt ſucht Jeder nur ſein elendes Eigenthum aus der Verwüſtung zu flüchten. Nur in einer völligen Abſchwörung der Empfindſamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilſam züchtigt, läſtert mit gleich wenig Schonung das edelſte Gefühl. Die Cultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu ſetzen, entwickelt mit jeder Kraft, die ſie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfniß; die Bande des Phyſiſchen ſchnüren ſich immer beängſtigender zu, ſo daß die Furcht, zu verlieren, ſelbſt den feurigen Trieb nach Verbeſſerung erſtickt, und die Maxime des leidenden Gehorſams für die höchſte Weisheit des Lebens gilt. So ſieht man den Geiſt der Zeit zwiſchen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwiſchen Unnatur und bloßer Natur, zwiſchen Superſtition und moraliſchem Unglauben ſchwanken, und es iſt bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Gränzen ſetzt.

Sechster Brief.

Sollte ich mit dieſer Schilderung dem Zeitalter wohl zu viel gethan haben? Ich erwarte dieſen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewieſen habe. Dieſes Gemälde, werden Sie mir ſagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menſchheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Cultur begriffen ſind, weil alle ohne Unterſchied durch Vernünftelei von der Natur abfallen müſſen, ehe ſie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerkſamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Contraſt in Verwunderung ſetzen, der zwiſchen der heutigen Form der Menſchheit und zwiſchen der ehemaligen, beſonders der griechiſchen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechiſche Natur nicht zu Statten kommen, die ſich mit allen Reizen der Kunſt und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unſrige, das Opfer derſelben zu ſeyn. Die Griechen beſchämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unſerm Zeitalter fremd iſt; ſie ſind zugleich unſere Nebenbuhler, ja oft unſere Muſter in den nämlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unſerer Sitten zu tröſten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philoſophirend und bildend, zugleich zart und energiſch ſehen wir ſie die Jugend der Phantaſie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menſchheit vereinigen.

Damals, bei jenem ſchönen Erwachen der Geiſteskräfte, hatten die Sinne und der Geiſt noch kein ſtreng geſchiedenes Eigenthum: denn noch hatte kein Zwieſpalt ſie gereizt, mit

einander feindselig abzutheilen und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Speculation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil Jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und, so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gotte. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjecte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen *Athenienser* um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualificirte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf Dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Formen ertheilten.

Die Cultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der speculative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Gränzen sie jetzt anfingen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort der Abstractionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfingen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte; aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu *steigen*, *sank* sie zu einer gemeinen und groben Mechanik

herab. Jene Polypennatur der griechiſchen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß und wenn es noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunſtreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zuſammenſtückelung unendlich vieler, aber lebloſer Theile ein mechaniſches Leben im Ganzen ſich bildet. Auseinandergeriſſen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geſetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anſtrengung von der Belohnung geſchieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchſtück des Ganzen gefeſſelt, bildet ſich der Menſch ſelbſt nur als Bruchſtück aus; ewig nur das eintönige Geräuſch des Rades, das es umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie ſeines Weſens, und, anſtatt die Menſchheit in ſeiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck ſeines Geſchäfts, ſeiner Wiſſenſchaft. Aber ſelbſt der karge, fragmentariſche Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die ſie ſich ſelbſtthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein ſo künſtliches und lichtſcheues Uhrwerk vertrauen?), ſondern wird ihnen mit ſcrupulöſer Strenge durch ein Formular vorgeſchrieben, in welchem man ihre freie Einſicht gebunden hält. Der todte Buchſtabe vertritt den lebendigen Verſtand, und ein geübtes Gedächtniß leitet ſicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Weſen das Amt zum Maßſtab des Mannes macht; wenn es an dem einen ſeiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellariſchen Verſtand, an einem dritten nur die mechaniſche Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntniſſe *dringt*, dort hingegen einem Geiſte der Ordnung und *einem geſetzlichen* Verhalten die größte Verfinſterung des

Verſtandes zu gut hält; wenn es zugleich dieſe einzelnen Fertigkeiten zu einer eben ſo großen Intenſität will getrieben wiſſen, als es dem Subject an Extenſität erläßt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläſſigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wiſſen wir, daß das kraftvolle Genie die Gränzen ſeines Geſchäfts nicht zu Gränzen ſeiner Thätigkeit macht; aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geſchäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe ſeiner Kraft, und es muß ſchon kein gemeiner Kopf ſeyn, um, unbeſchadet ſeines Berufs, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Noch dazu iſt es ſelten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge überſteigen, oder wenn das höhere Geiſtesbedürfniß des Mannes von Genie ſeinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eiferſüchtig iſt der Staat auf den Alleinbeſitz ſeiner Diener, daß er ſich leichter dazu entſchließen wird (und wer kann ihm Unrecht geben?), ſeinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit einer Venus Urania zu theilen.

Und ſo wird denn allmählich das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abſtract des Ganzen ſein dürftiges Daſeyn friſte, und ewig bleibt der Staat ſeinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, ſich die Mannigfaltigkeit ſeiner Bürger durch Klaſſificirung zu erleichtern, und die Menſchheit nie anders als durch Repräſentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil ſie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er ſie mit einem bloßen Machwerk des Verſtandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltſinn die Geſetze empfangen, die an ihn ſelbſt ſo wenig gerichtet ſind. Endlich überdrüſſig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem

Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehaßt und hintergangen von Dem, der sie nöthig macht, und nur von Dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von innen und außen auf sie drückte, wohl eine andre Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der speculative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objecten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeengt, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln und die subjectiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu constitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte Letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen und die Regeln *seines* Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der Eine mußte einer leeren Subtilität, der Andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität *des Gemüths ihrem* Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem *Umfange nach* von dem Reichthum der Einbildungskraft

abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytiſchen Vermögens die Phantaſie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeſchränktere Sphäre von Objecten ihren Reichthum vermindern. Der abſtracte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geſchäftsmann hat gar oft ein *enges* Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis ſeines Berufs eingeſchloſſen, ſich zu fremder Vorſtellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht, die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur ſie vergütet. Gern will ich Ihnen eingeſtehen, daß, ſo wenig es auch den Individuen bei dieſer Zerſtückelung ihres Weſens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortſchritte machen können. Die Erſcheinung der griechiſchen Menſchheit war unſtreitig ein Maximum, das auf dieſer Stufe weder verharren noch höher ſteigen konnte — nicht verharren, weil der Verſtand durch den Vorrath, den er ſchon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, ſich von der Empfindung und Anſchauung abzuſondern und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu ſtreben; auch nicht höher ſteigen, weil nur ein beſtimmter Grad von Klarheit mit einer beſtimmten Fülle und Wärme zuſammen beſtehen kann. Die Griechen hatten dieſen Grad erreicht, und, wenn ſie zu einer höhern Ausbildung fortſchreiten wollten, ſo mußten ſie, wie wir, die Totalität ihres Weſens aufgeben und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menſchen zu entwickeln, *war kein anderes* Mittel, als ſie einander entgegen zu ſetzen.

Dieser Antagonism der Kräfte ist das große Instrument der Cultur, aber auch nur das Instrument: denn, solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isoliren und einer ausschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge und nöthigen den Gemeinsinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äußern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objecte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthigt sie dort die Vernunft, zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in einem Brennpunkt versammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt: eben so ausgemacht ist es, *daß die menschliche* Denkkraft niemals eine Analysis des *Unendlichen oder* eine Kritik der reinen Vernunft würde

aufgeſtellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjecten die Vernunft ſich vereinzelt, von allem Stoff gleichſam losgewunden und durch die angeſtrengteſte Abſtraction ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein ſolcher, in reinen Verſtand und reine Anſchauung gleichſam aufgelöster Geiſt dazu tüchtig ſeyn, die ſtrengen Feſſeln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauſchen und die Individualität der Dinge mit treuem und keuſchem Sinn zu ergreifen? Hier ſetzt die Natur auch dem Univerſalgenie eine Gränze, die es nicht überſchreiten kann, und die Wahrheit wird ſo lange Märtyrer machen, als die Philoſophie noch ihr vornehmſtes Geſchäft daraus machen muß, Anſtalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel alſo auch für das Ganze der Welt durch dieſe getrennte Ausbildung der menſchlichen Kräfte gewonnen werden mag, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche ſie trifft, unter dem Fluch dieſes Weltzweckes leiden. Durch gymnaſtiſche Uebungen bilden ſich zwar athletiſche Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben ſo kann die Anſpannung einzelner Geiſteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derſelben glückliche und vollkommene Menſchen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ſtänden wir alſo zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menſchlichen Natur ein ſolches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menſchheit geweſen, wir hätten einige Jahrtauſende lang die Sklavenarbeit für ſie getrieben und unſerer verſtümmelten Natur die beſchämenden Spuren dieſer Dienſtbarkeit eingedrückt — damit das ſpätere Geſchlecht, in einem ſeligen Müßiggange, ſeiner

moraliſchen Geſundheit warten und den freien Wuchs ſeiner Menſchheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Menſch dazu beſtimmt ſeyn, über irgend einem Zwecke ſich ſelbſt zu verſäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorſchreibt? Es muß alſo falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Geſetz der Natur noch ſo ſehr dahin ſtrebte, ſo muß es bei uns ſtehen, dieſe Totalität in unſrer Natur, welche die Kunſt zerſtört hat, durch eine höhere Kunſt wieder herzuſtellen.

Siebenter Brief.

Sollte dieſe Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten ſeyn? Das iſt nicht möglich: denn der Staat, wie er jetzt beſchaffen iſt, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee ſich aufgibt, anſtatt dieſe beſſere Menſchheit begründen zu können, müßte ſelbſt erſt darauf gegründet werden. Und ſo hätten mich denn die bisherigen Unterſuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem ſie mich eine Zeitlang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menſchheit aufzuweiſen, welche als nothwendige Bedingung einer moraliſchen Staatsverbeſſerung erkannt worden iſt, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind alſo die von mir aufgeſtellten *Grundſätze* richtig, und beſtätigt die Erfahrung mein *Gemälde der Gegenwart*, ſo muß man jeden Verſuch einer

solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu seyn und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftigt ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethischen Menschen, der Conflict blinder Triebe fürs Erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthum auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß ſich alſo von ſeiner tie
Entwürdigung erſt aufrichten, dort der blinden Gewalt
Natur ſich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrh
und Fülle zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als
Jahrhundert. Unterdeſſen, gebe ich gerne zu, kann mand
Verſuch im Einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadu
nichts gebeſſert ſeyn, und der Widerſpruch des Betrage
wird ſtets gegen die Einheit der Maximen beweiſen. M
wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menſchh
ehren und in Europa ſie in dem Denker ſchänden. D
alten Grundſätze werden bleiben, aber ſie werden das Kl
des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, wel
ſonſt die Kirche autoriſirte, wird die Philoſophie ihren Nam
leihen. Von der Freiheit erſchreckt, die in ihrem erſten V
ſuchen ſich immer als Feindin ankündigt, wird man d
einer bequemen Knechtſchaft ſich in die Arme werfen
hier, von einer pedantiſchen Curatel zur Verzweiflung
bracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturſtands e
ſpringen. Die Uſurpation wird ſich auf die Schwachheit
menſchlichen Natur, die Inſurrection auf die Würde derſell
berufen, bis endlich die große Beherrſcherin aller men
lichen Dinge, die blinde Stärke, dazwiſchen tritt und
vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Fa
kampf entſcheidet.

Achter Brief.

Soll ſich alſo die Philoſophie, mythlos und ohne Hoffnu
aus dieſem Gebiete zurückziehen? Während daß ſich die Herrſch
der Formen nach jener andern Richtung erweitert, ſoll di

wichtigſte aller Güter dem geſtaltloſen Zufall preisgegeben ſeyn? Der Conflict blinder Kräfte ſoll in der politiſchen Welt ewig dauern, und das geſellige Geſetz nie über die feindſelige Selbſtſucht ſiegen?

Nichts weniger! Die Vernunft ſelbſt wird zwar mit dieſer rauhen Macht, die ihren Waffen widerſteht, unmittelbar den Kampf nicht verſuchen und ſo wenig, als der Sohn des Saturn in der Ilias, ſelbſthandelnd auf den finſtern Schauplatz herunterſteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt ſie ſich den würdigſten aus, bekleidet ihn, wie Zeus ſeinen Enkel, mit göttlichen Waffen und bewirkt durch ſeine ſiegende Kraft die große Entſcheidung.

Die Vernunft hat geleiſtet, was ſie leiſten kann, wenn ſie das Geſetz findet und aufſtellt; vollſtrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten ſoll, ſo muß ſie ſelbſt erſt zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erſcheinungen einen Trieb aufſtellen: denn Triebe ſind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat ſie bis jetzt ihre ſiegende Kraft noch ſo wenig bewieſen, ſo liegt Dies nicht an dem Verſtande, der ſie nicht zu entſchleiern wußte, ſondern an dem Herzen, das ſich ihr verſchloß, und an dem Triebe, der nicht für ſie handelte.

Denn woher dieſe noch ſo allgemeine Herrſchaft der Vorurtheile und dieſe Verfinſterung der Köpfe bei allem Licht, das Philoſophie und Erfahrung aufſteckten? Das Zeitalter iſt aufgeklärt, Das heißt, die Kenntniſſe ſind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigſtens unſere praktiſchen Grundſätze zu berichtigen. Der Geiſt der freien Unterſuchung hat die Wahnbegriffe zerſtreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und

den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen: denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und, geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft

halten. Wenn dieſe unglücklichen Menſchen unſer Mitleiden verdienen, ſo trifft unſere gerechte Verachtung die andern, die ein beſſeres Los von dem Joch der Bedürfniſſe frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Dieſe ziehen den Dämmerſchein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantaſie ſich nach eignem Belieben bequeme Geſtalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben dieſe Täuſchungen, die das feindſelige Licht der Erkenntniß zerſtreuen ſoll, haben ſie den ganzen Bau ihres Glücks gegründet, und ſie ſollten eine Wahrheit ſo theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für ſie beſitzt. Sie müßten ſchon weiſe ſeyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die Derjenige ſchon fühlte, der der Philoſophie ihren Namen gab.

Nicht genug alſo, daß alle Aufklärung des Verſtandes nur inſofern Achtung verdient, als ſie auf den Charakter zurückfließt; ſie geht auch gewiſſermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens iſt alſo das dringendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß, weil ſie ein Mittel wird, die verbeſſerte Einſicht für das Leben wirkſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung der Einſicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber iſt hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretiſche *Cultur ſoll* die praktiſche herbeiführen, und die praktiſche

doch die Bedingung der theoretiſchen ſeyn? Alle Verbeſſerung im Politiſchen ſoll von Veredlung des Charakters ausgehen — aber wie kann ſich unter den Einflüſſen einer barbariſchen Staatsverfaſſung der Charakter veredeln? Man müßte alſo zu dieſem Zweck ein Werkzeug aufſuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die ſich bei aller politiſchen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkt angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingeſtrebt haben. Dieſes Werkzeug iſt die ſchöne Kunſt, dieſe Quellen öffnen ſich in ihren unſterblichen Muſtern.

Von Allem, was poſitiv iſt, und was menſchliche Conventionen einführten, iſt die Kunſt wie die Wiſſenſchaft losgeſprochen, und beide erfreuen ſich einer abſoluten Immunität von der Willkür der Menſchen. Der politiſche Geſetzgeber kann ihr Gebiet ſperren, aber darin herrſchen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit beſteht; er kann den Künſtler erniedrigen, aber die Kunſt kann er nicht verfälſchen. Zwar iſt nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wiſſenſchaft und Kunſt, dem Geiſt des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geſchmack von dem beurtheilenden das Geſetz empfängt. Wo der Charakter ſtraff wird und ſich verhärtet, da ſehen wir die Wiſſenſchaft ſtreng ihre Gränzen bewachen und die Kunſt in den ſchweren Feſſeln der Regel gehen; wo der Charakter erſchlafft und ſich auflöst, da wird die Wiſſenſchaft zu gefallen, und die Kunſt zu vergnügen ſtreben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen ſich die Philoſophen wie die Künſtler geſchäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menſchen hinabzutauchen: jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerſtörbarer Lebenskraft ringen ſich dieſe ſiegend empor.

Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja, jenſeits aller Zeit, von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether ſeiner dämoniſchen Natur, rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangeſteckt von der Verderbniß der Geſchlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln ſich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie ſie ihn geadelt hat, aber die keuſche Form iſt ihrem Wechſel entzogen. Der Römer des erſten Jahrhunderts hatte längſt ſchon die Knie vor ſeinen Kaiſern gebeugt, als die Bildſäulen noch aufrecht ſtanden; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längſt zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beſchämte der edle Styl des Gebäudes, das ſeine Hülle dazu gab. Die Menſchheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunſt hat ſie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuſchung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergeſtellt werden. So wie die edle Kunſt die edle Natur überlebte, ſo ſchreitet ſie derſelben auch in der Begeiſterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr ſiegendes Licht

Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig

zur That. Aber befragte er ſich auch, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt ſeine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen? Weiß er es noch nicht, ſo wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf beſtimmte und beſchleunigte Wirkungen dringt. Der reine moraliſche Trieb iſt aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, ſobald ſie ſich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken iſt die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg iſt zurückgelegt, ſobald er eingeſchlagen iſt.

Gib alſo, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wiſſen will, wie er dem edeln Trieb in ſeiner Bruſt, bei allem Widerſtande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Dieſe Richtung haſt du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebſt, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelſt. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. In der ſchamhaften Stille deines Gemüths erziehe die ſiegende Wahrheit, ſtelle ſie aus dir heraus in die Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, ſondern auch der Sinn ihre Erſcheinung liebend ergreife. Und, damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muſter zu empfangen, das du ihr geben ſollſt, ſo wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Geſellſchaft, bis du

eines idealiſchen Gefolges in deinem Herzen verſichert biſt. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſey nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber, was ſie bedürfen, nicht, was ſie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Reſignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das ſie gleich ſchlecht entbehren und tragen. Durch den ſtandhaften Muth, mit dem du ihr Glück verſchmäheſt, wirſt du ihnen beweiſen, daß nicht deine Feigheit ſich ihren Leiden unterwirft. Denke ſie dir, wie ſie ſeyn ſollten, wenn du auf ſie zu wirken haſt, aber denke ſie dir, wie ſie ſind, wenn du für ſie zu handeln verſucht wirſt. Ihren Beifall ſuche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, ſo wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz, und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen verbannen. Wo du ſie findeſt, umgib ſie mit edeln, mit großen, mit geiſtreichen Formen, ſchließe ſie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit, und die Kunſt die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie ſind alſo mit mir darin einig und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß ſich der Menſch auf zwei entgegengeſetzten Wegen von ſeiner Beſtimmung entfernen könne, daß unſer Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle und hier der Rohigkeit, dort der Erſchlaffung und Verkehrtheit zum Raube geworden ſey. Von dieſer doppelten Verwirrung ſoll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die ſchöne Cultur beiden entgegengeſetzten Gebrechen zugleich begegnen und zwei widerſprechende Eigenſchaften in ſich vereinigen? Kann ſie in dem Wilden die Natur in Feſſeln legen und in dem Barbaren dieſelbe in Freiheit ſetzen? Kann ſie zugleich anſpannen und auflöſen — und, wenn ſie nicht wirklich Beides leiſtet, wie kann ein ſo großer Effect, als die Ausbildung der Menſchheit iſt, vernünftiger Weiſe von ihr erwartet werden?

Zwar hat man ſchon zum Ueberdruß die Behauptung hören müſſen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, ſo daß es hiezu keines neuen Beweiſes mehr zu bedürfen ſcheint. Man ſtützt ſich auf die alltägliche Erfahrung, welche faſt durchgängig mit einem gebildeten Geſchmacke Klarheit des Verſtandes, Regſamkeit des Gefühls, Liberalität und ſelbſt Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft ſich, zuverſichtlich genug, auf das Beiſpiel der geſittetſten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich ſeine höchſte Entwickelung erreichte, und auf das entgegengeſetzte Beiſpiel jener theils wilden, theils barbariſchen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne

mit einem rohen oder doch auſteren Charakter büßen. Nichts deſto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu läugnen oder doch die Rechtmäßigkeit der daraus gezogenen Schlüſſe zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz ſo ſchlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwürf macht, und nicht ganz ſo vortheilhaft von dieſer Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die ſchöne Cultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten und deßwegen ſehr geneigt waren, den Künſten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von Denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien ſchmähen, weil ſie nie ihre Gunſt erfuhren. Sie, die keinen andern Maßſtab des Werthes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie ſollten ſie fähig ſeyn, die ſtille Arbeit des Geſchmacks an dem äußern und innern Menſchen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der ſchönen Cultur nicht ihre weſentlichen Vortheile aus den Augen ſetzen? Der Menſch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Beſtechung, alle Feinheit im Umgange als Verſtellung, alle Delicateſſe und Großheit im Betragen als Ueberſpannung und Affectation. Er kann es dem Günſtling der Grazien nicht vergeben, daß er als Geſellſchafter alle Cirkel aufheitert, als Geſchäftsmann alle Köpfe nach ſeinen Abſichten lenkt, als Schriftſteller ſeinem ganzen Jahrhundert vielleicht ſeinen Geiſt aufdrückt, während daß er, das Schlachtopfer des Fleißes, mit all ſeinem Wiſſen keine Aufmerkſamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er Jenem das genialiſche Geheimniß, *angenehm zu ſeyn*, niemals abzulernen vermag, ſo bleibt ihm *nichts Anderes übrig*, als die Verkehrtheit der menſchlichen

Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Weſen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die ſich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerüſtet ſind. „Es iſt nicht zu leugnen," ſagen ſie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken; aber es widerſpricht ihrem Weſen nicht, in ſchlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun und ihre ſeelenfeſſelnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deßwegen, weil der Geſchmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, ſo gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachläſſigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterſchied der Dinge verliert ſich, und es iſt bloß die Erſcheinung, die ihren Werth beſtimmt. — Wie viele Menſchen von Fähigkeit," fahren ſie fort, „werden nicht durch die verführeriſche Macht des Schönen von einer ernſten und anſtrengenden Wirkſamkeit abgezogen oder wenigſtens verleitet, ſie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher ſchwache Verſtand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins, weil es der Phantaſie der Poeten beliebte, eine Welt aufzuſtellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Convenienz die Meinungen bindet, keine Kunſt die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenſchaften nicht erlernt, ſeitdem ſie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendſten Farben prangen und im Kampf mit Geſetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Geſellſchaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Geſetze gibt, den ſonſt die Wahrheit *regierte*, und daß der äußere Eindruck die Achtung entſcheidet,

die nur an das Verdienſt gefeſſelt ſeyn ſollte? Es iſt wahr, man ſieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effect in der Erſcheinung machen und einen Werth in der Geſellſchaft verleihen, dafür aber auch alle Ausſchweifungen herrſchen und alle Laſter im Schwange gehen, die ſich mit einer ſchönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geſchichte, wo die Künſte blühen, und der Geſchmack regiert, die Menſchheit geſunken findet und auch nicht ein einziges Beiſpiel aufweiſen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit äſthetiſcher Cultur bei einem Volke mit politiſcher Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß ſchöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desſelben Hand in Hand gegangen wären.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Geſetze ihrer Verfaſſung zur Grundlage diente, war der Geſchmack noch unreif, die Kunſt noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrſchte. Zwar hatte die Dichtkunſt ſchon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wiſſen, daß es am Nächſten an die Wildheit gränzt und ein Licht iſt, das gern aus der Finſterniß ſchimmert, welches alſo vielmehr gegen den Geſchmack ſeines Zeitalters, als für denſelben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künſte herbeikam, und die Herrſchaft des Geſchmacks ſich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Beredſamkeit verfälſchte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wiſſen wir, mußten erſt in den bürgerlichen Kriegen ihre

Kraft erſchöpfen und, durch morgenländiſche Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynaſten ſich beugen, ehe wir die griechiſche Kunſt über die Rigidität des Charakters triumphiren ſehen. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Cultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegeriſchen Geiſtes unter dem Scepter der Abbaſſiden erſchlafft war. In dem neueren Italien zeigte ſich die ſchöne Kunſt nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerriſſen war, Florenz ſich den Medicäern unterworfen, und der Geiſt der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es iſt beinahe überflüſſig, noch an das Beiſpiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in demſelben Verhältniſſe zunahm, als ihre Selbſtſtändigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unſere Augen richten, da finden wir, daß Geſchmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroiſcher Tugenden ihre Herrſchaft gründet.

Und doch iſt gerade dieſe Energie des Charakters, mit welcher die äſthetiſche Cultur gewöhnlich erkauft wird, die wirkſamſte Feder alles Großen und Trefflichen im Menſchen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch ſo großer, Vorzug erſetzen kann. Hält man ſich alſo einzig nur an Das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, ſo kann man in der That nicht ſehr aufgemuntert ſeyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Cultur des Menſchen ſo gefährlich ſind; und lieber wird man auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte die ſchmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als ſich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erſchlaffenden Wirkungen überliefert ſehen. Aber vielleicht iſt die Erfahrung der Richterſtuhl nicht,

vor welchem ſich eine Frage wie dieſe ausmachen läßt, und, ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erſt außer Zweifel geſetzt ſeyn, daß es dieſelbe Schönheit iſt, von der wir reden, und gegen welche jene Beiſpiele zeugen. Dies ſcheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszuſetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung, weil durch denſelben erkannt werden ſoll, ob das, was in der Erfahrung ſchön heißt, mit Recht dieſen Namen führe.

Dieſer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein ſolcher ſich aufzeigen ließe, müßte alſo — weil er aus keinem wirklichen Falle geſchöpft werden kann, vielmehr unſer Urtheil über jeden wirklichen Fall erſt berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abſtraction geſucht und ſchon aus der Möglichkeit der ſinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte ſich als eine nothwendige Bedingung der Menſchheit aufzeigen laſſen. Zu dem reinen Begriff der Menſchheit müſſen wir uns alſo nunmehr erheben, und, da uns die Erfahrung nur einzelne Zuſtände einzelner Menſchen, aber niemals die Menſchheit zeigt, ſo müſſen wir aus dieſen ihren individuellen und wandelbaren Erſcheinungsarten das Abſolute und Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daſeyns zu bemächtigen ſuchen. Zwar wird uns dieſer transcendentale Weg eine Zeit lang aus dem traulichen Kreis der Erſcheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen; aber wir ſtreben ja nach einem feſten Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erſchüttern ſoll, und, wer ſich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

Eilfter Brief.

Wenn die Abſtraction ſo hoch, als ſie immer kann, hinaufſteigt, ſo gelangt ſie zu zwei letzten Begriffen, bei denen ſie ſtille ſtehen und ihre Gränzen bekennen muß. Sie unterſcheidet in dem Menſchen etwas, das bleibt, und etwas, das ſich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt ſie ſeine Perſon, das Wechſelnde ſeinen Zuſtand.

Perſon und Zuſtand — das Selbſt und ſeine Beſtimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Weſen als Eins und Dasſelbe denken, ſind ewig Zwei in dem endlichen. Bei aller Beharrung der Perſon wechſelt der Zuſtand, bei allem Wechſel des Zuſtandes beharret die Perſon. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affect zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinſtimmung zum Widerſpruch; aber wir ſind doch immer, und, was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem abſoluten Subject allein beharren mit der Perſönlichkeit auch alle ihre Beſtimmungen, weil ſie aus der Perſönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit iſt, iſt ſie deßwegen, weil ſie iſt: ſie iſt folglich Alles auf ewig, weil ſie ewig iſt.

Da in dem Menſchen, als endlichem Weſen, Perſon und Zuſtand verſchieden ſind, ſo kann ſich weder der Zuſtand auf die Perſon, noch die Perſon auf den Zuſtand gründen. Wäre das Letztere, ſo müßte die Perſon ſich verändern; wäre das Erſtere, ſo müßte der Zuſtand beharren: alſo in jedem Falle entweder die Perſönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, ſind wir; nicht, weil wir ſind, denken, wollen, empfinden wir. Wir ſind, weil wir ſind; wir empfinden, *denken und wollen*, weil außer uns noch etwas Anderes iſt.

Die Perſon alſo muß ihr eigener Grund ſeyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen: und ſo hätten wir denn fürs Erſte die Idee des abſoluten, in ſich ſelbſt gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zuſtand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Perſon, alſo nicht abſolut iſt, erfolgen: und ſo hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit iſt die Bedingung alles Werdens, iſt ein identiſcher Satz, denn er ſagt nichts Anderes, als: Die Folge iſt die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Perſon, die ſich in dem ewig beharrenden Ich und nur in dieſem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechſel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß ſich verändern, wenn Veränderung ſeyn ſoll: dieſes Etwas kann alſo nicht ſelbſt ſchon Veränderung ſeyn. Indem wir ſagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieſer Verwandlung und leihen ihr gleichſam eine Perſon, an der ſich jene beiden Zuſtände offenbaren. Daß der Menſch erſt wird, iſt kein Einwurf: denn der Menſch iſt nicht bloß Perſon überhaupt, ſondern Perſon, die ſich in einem beſtimmten Zuſtand befindet. Aller Zuſtand aber, alles beſtimmte Daſeyn entſteht in der Zeit, und ſo muß alſo der Menſch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig iſt. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein beſtimmtes Weſen ſeyn; ſeine Perſönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That *exiſtiren*. *Nur durch die Folge ſeiner Vorſtellungen wird das beharrliche Ich ſich ſelbſt zur Erſcheinung.*

Die Materie der Thätigkeit alſo oder die Realität, welche die höchſte Intelligenz aus ſich ſelber ſchöpft, muß der Menſch erſt empfangen, und zwar empfängt er dieſelbe als etwas außer ihm Befindliches im Raume, und als etwas in ihm Wechſelndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Dieſen in ihm wechſelnden Stoff begleitet ſein niemals wechſelndes Ich — und, in allem Wechſel beſtändig er ſelbſt zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede ſeiner Erſcheinungsarten in der Zeit zum Geſetz für alle Zeiten zu machen, iſt die Vorſchrift, die durch ſeine vernünftige Natur ihm gegeben iſt. Nur, indem er ſich verändert, exiſtirt er; nur, indem er unveränderlich bleibt, exiſtirt er. Der Menſch, vorgeſtellt in ſeiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieſelbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Weſen, eine Gottheit nicht werden kann, ſo muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichſte Merkmal der Gottheit, abſolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und abſolute Einheit des Erſcheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Menſch unwiderſprechlich in ſeiner Perſönlichkeit in ſich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, iſt ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Perſönlichkeit, für ſich allein und unabhängig von allem ſinnlichen Stoffe betrachtet, iſt bloß die Anlage zu einer möglichen, unendlichen Aeußerung; und, ſolang er nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für *ſich allein* und abgeſondert von aller Selbſtthätigkeit des Geiſtes

betrachtet, vermag weiter nichts, als daß ſie ihn, der ohne ſie bloß Form iſt, zur Materie macht, aber keineswegs, daß ſie die Materie mit ihm vereinigt. Solang er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, iſt er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter dieſem Namen bloß den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Seine Sinnlichkeit iſt es zwar allein, die ſein Vermögen zur wirkenden Kraft macht; aber nur ſeine Perſönlichkeit iſt es, die ſein Wirken zu dem ſeinigen macht. Um alſo nicht bloß Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklichet die Form, wenn er die Zeit erſchafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit ſeines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberſtellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengeſetzte Anforderungen an den Menſchen, die zwei Fundamental-Geſetze der ſinnlich vernünftigen Natur. Das erſte dringt auf abſolute Realität: er ſoll Alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen; das zweite dringt auf abſolute Formalität: er ſoll Alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt, und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er ſoll alles Innere veräußern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchſten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieſer doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Geſetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengeſetzte Kräfte gedrungen, die man, weil ſie uns antreiben, ihr Object zu verwirklichen, ganz ſchicklich Triebe nennt. Der erſte dieſer Triebe, den ich den ſinnlichen nennen will, geht aus von dem phyſiſchen Daſeyn des Menſchen oder von ſeiner ſinnlichen Natur und iſt beſchäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen, nicht, ihm Materie zu geben, weil dazu ſchon eine freie Thätigkeit der Perſon gehört, welche die Materie aufnimmt und von ſich, dem Beharrlichen, unterſcheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt: mithin fordert dieſer Trieb, daß Veränderung ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieſer Zuſtand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er iſt es allein, durch den ſich das phyſiſche Daſeyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit iſt, nach einander iſt, ſo wird dadurch, daß etwas iſt, alles Andere ausgeſchloſſen. Indem man auf einem Inſtrument einen Ton greift, iſt unter allen Tönen, die es möglicher Weiſe angeben kann, nur dieſer einzige wirklich; indem der Menſch das Gegenwärtige empfindet, iſt die ganze unendliche Möglichkeit ſeiner Beſtimmungen auf dieſe einzige Art des Daſeyns beſchränkt. Wo alſo dieſer Trieb ausſchließend wirkt, da iſt nothwendig die höchſte Begränzung vorhanden; der Menſch iſt in dieſem *Zuſtande nichts* als eine Größen-Einheit, ein erfüllter Moment

der Zeit — oder vielmehr, er iſt nicht, denn ſeine Perſönlichkeit iſt ſo lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrſcht und die Zeit mit ſich fortreißt.*

Soweit der Menſch endlich iſt, erſtreckt ſich das Gebiet dieſes Triebs, und, da alle Form nur an einer Materie, alles Abſolute nur durch das Medium der Schranken erſcheint, ſo iſt es freilich der ſinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erſcheinung der Menſchheit befeſtigt iſt. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menſchheit weckt und entfaltet, ſo iſt er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden feſſelt er den höher ſtrebenden Geiſt an die Sinnenwelt, und von ihrer freieſten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abſtraction in die Gränzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein feſter Wille ſetzt ſich ſeinen Forderungen ſieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daſeyns, auf einen Inhalt unſerer Erkenntniſſe und auf einen Zweck unſers Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem abſoluten Daſeyn des

* Die Sprache hat für dieſen Zuſtand der Selbſtloſigkeit unter der Herrſchaft der Empfindung den ſehr treffenden Ausdruck: außer ſich ſeyn, Das heißt, außer ſeinem Ich ſeyn. Obgleich dieſe Redensart nur da Statt findet, wo die Empfindung zum Affect, und dieſer Zuſtand durch ſeine längere Dauer mehr bemerkbar wird, ſo iſt doch Jeder außer ſich, ſolang er nur empfindet. Von dieſem Zuſtande zur Beſonnenheit zurückkehren, nennt man eben ſo richtig: in ſich gehen, Das heißt, in ſein Ich zurückkehren, ſeine Perſon wieder herſtellen. Von Einem, der in Ohnmacht liegt, ſagt man nicht: er iſt außer ſich, ſondern: er iſt von ſich, d. h. er iſt ſeinem Ich geraubt, da jener nur nicht in demſelben iſt. Daher iſt *Derjenige, der aus einer* Ohnmacht zurückkehrte, bloß bei ſich, welches *ſehr gut mit dem Außer ſich ſeyn* beſtehen kann.

Menſchen oder von ſeiner vernünftigen Natur und iſt beſtrebt, ihn in Freiheit zu ſetzen, Harmonie in die Verſchiedenheit ſeines Erſcheinens zu bringen und bei allem Wechſel des Zuſtandes ſeine Perſon zu behaupten. Da nun die letztere als abſolute und untheilbare Einheit mit ſich ſelbſt nie im Widerſpruch ſeyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir ſind, ſo kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Perſönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß: er entſcheidet alſo für immer, wie er für jetzt entſcheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das iſt ſo viel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich ſey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erſte nur Fälle macht, ſo gibt der andere Geſetze — Geſetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntniſſe, Geſetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es ſey nun, daß wir einen Gegenſtand erkennen, daß wir einem Zuſtande unſers Subjects objective Gültigkeit beilegen, oder, daß wir aus Erkenntniſſen handeln, daß wir das Objective zum Beſtimmungsgrund unſeres Zuſtandes machen — in beiden Fällen reißen wir dieſen Zuſtand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit und geſtehen ihm Realität für alle Menſchen und alle Zeiten, d. i., Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß ſagen: Das iſt wahr für dieſes Subject und in dieſem Moment, und ein andrer Moment, ein anderes Subject kann kommen, das die Ausſage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber, wenn der Gedanke einmal ausſpricht: Das iſt, ſo entſcheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit ſeines Ausſpruchs

iſt durch die Perſönlichkeit ſelbſt verbürgt, die allem Wechſel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß ſagen: Das iſt für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut; aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit ſich fortreißen und, was du jetzt feurig begehrſt, dereinſt zum Gegenſtande deines Abſcheues machen. Wenn aber das moraliſche Gefühl ſagt: Das ſoll ſeyn, ſo entſcheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennſt, weil ſie Wahrheit iſt, und Gerechtigkeit ausübſt, weil ſie Gerechtigkeit iſt, ſo haſt du einen einzelnen Fall zum Geſetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo alſo der Formtrieb die Herrſchaft führt, und das reine Object in uns handelt, da iſt die höchſte Erweiterung des Seyns, da verſchwinden alle Schranken, da hat ſich der Menſch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beſchränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erſcheinungen unter ſich faßt. Wir ſind bei dieſer Operation nicht mehr in der Zeit, ſondern die Zeit iſt in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir ſind nicht mehr Individuen, ſondern Gattung; das Urtheil aller Geiſter iſt durch das unſrige ausgeſprochen, die Wahl aller Herzen iſt repräſentirt durch unſere That.

Dreizehnter Brief.

Beim erſten Anblick ſcheint nichts einander mehr entgegengeſetzt zu ſeyn, als die Tendenzen dieſer beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch ſind es dieſe beiden Triebe, die

den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radicale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objecten, und, was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stoßen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstrecke, daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und, wenn sie dessenungeachtet so erscheinen, so sind sie es erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen und ihre Sphären verwirren. * Ueber diese zu wachen und

* Sobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unterordnet. Daraus kann aber bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings seyn, aber wechselseitig; denn, wenn gleich die Schranken nie das Absolute begründen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und coordinirt, d. h., sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich auseinandergesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freilich nicht; aber

einem jeden dieſer beiden Triebe ſeine Gränzen zu ſichern, iſt die Aufgabe der Cultur, die alſo beiden eine gleiche Gerechtigkeit ſchuldig iſt und nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den ſinnlichen, ſondern auch dieſen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geſchäft iſt alſo doppelt, erſtlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; zweitens: die Perſönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen ſicher zu ſtellen. Jenes erreicht ſie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, Dieſes durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens welches den Menſchen mit der Welt in Verbindung ſetzt, größtmögliche Veränderlichkeit und Extenſität ſeyn müſſen. Da die Perſon das Beſtehende in der Veränderung iſt, ſo wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches ſich

daß ſie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit ſich nicht offenbaren könne, wiſſen wir gewiß: in dieſem Reiche alſo wird die Materie nicht bloß unter der Form, ſondern auch neben der Form, und unabhängig von derſelben, etwas zu beſtimmen haben. So nothwendig es alſo iſt, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entſcheide, eben ſo nothwendig iſt es, daß die Vernunft im Gebiet des Gefühls ſich nichts zu beſtimmen anmaße. Schon, indem man jedem von beiden ein Gebiet zuſpricht, ſchließt man das andere davon aus und ſetzt jedem eine Gränze, die nicht anders als zum Nachtheile beider überſchritten werden kann.

In einer Tranſcendental-Philoſophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von dem Inhalt zu befreien und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erhalten, gewöhnt man ſich gar leicht, das Materielle ſich bloß als Hinderniß zu denken und die Sinnlichkeit, weil ſie gerade bei dieſem Geſchäft im Wege ſteht, in einem nothwendigen Widerſpruch mit der Vernunft vorzuſtellen. Eine ſolche Vorſtellungsart liegt zwar auf keine Weiſe im Geiſte des Kantiſchen Syſtems, aber im Buchſtaben desſelben könnte ſie gar wohl liegen.

dem Wechsel entgegensetzen soll, größtmögliche Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist, und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Seine Cultur wird also darin bestehen, erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben; zweitens: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf Seiten der Vernunft die Activität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe vorgreifen und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie er selbst, in dem zweiten wird er nie etwas Anderes seyn: mithin eben darum in

beiden Fällen Keines von Beiden, folglich — Null seyn. *

*Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen, nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsere Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher, aus der großen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsere Naturwissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bei denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsere Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannigfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben; weil wir ihr nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft gegen sie heraus streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten Einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bei unserer Prävention übersehen haben, so erstaunen wir höchlich darüber, daß so viele Augen bei so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beisammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu gebieten hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beste der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsere praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unserer Begierden oder durch die Rigidität unserer Grundsätze, mehr durch den Egoism unserer Sinne oder durch den Egoism unserer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und *Charakter mit einander vereinigen*, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, *Offenheit des Sinnes* mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß.

Wird nämlich der ſinnliche Trieb beſtimmend, macht der Sinn den Geſetzgeber, und unterdrückt die Welt die Perſon, ſo hört ſie in demſelben Verhältniſſe auf, Object zu ſeyn, als ſie Macht wird. Sobald der Menſch nur Inhalt der Zeit iſt, ſo iſt er nicht, und er hat folglich auch keinen

Wie können wir, bei noch ſo lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menſchlich gegen Andere ſeyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unſrigen zu machen? Dieſes Vermögen aber wird ſowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in der, die wir ſelbſt uns geben, in demſelben Maße unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen und den Charakter durch Grundſätze zu befeſtigen ſucht. Weil es Schwierigkeit koſtet, bei aller Regſamkeit des Gefühls ſeinen Grundſätzen treu zu bleiben, ſo ergreift man das bequemere Mittel, durch Abſtumpfung der Gefühle den Charakter ſicher zu ſtellen: denn freilich iſt es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüſtigen Feind zu beherrſchen. In dieſer Operation beſteht denn auch größtentheils Das, was man einen Menſchen formiren nennt, und zwar im beſten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht bloß des äußern Menſchen bedeutet. Ein ſo formirter Menſch wird freilich davor geſichert ſeyn, rohe Natur zu ſeyn und als ſolche zu erſcheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundſätze geharniſcht ſeyn, und die Menſchheit von Außen wird ihm eben ſo wenig als die Menſchheit von Innen beikommen können.

Es iſt ein ſehr verderblicher Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menſchen und in den Fällen, wo man für ſie wirken ſoll, in ſeiner ganzen Strenge zum Grund legt. Jenes wird zur Schwärmerei, Dieſes zur Härte und zur Kaltſinnigkeit führen. Man macht ſich freilich ſeine geſellſchaftlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menſchen, der unſere Hülfe auffordert, in Gedanken den Ideal-Menſchen unterſchiebt, der ſich wahrſcheinlich ſelbſt helfen könnte. Strenge gegen ſich ſelbſt, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortrefflichen Charakter aus. Aber meiſtens wird der gegen Andere weiche Menſch es auch gegen ſich ſelbſt, und der *gegen ſich ſelbſt* ſtrenge es auch gegen Andere ſeyn; weich gegen ſich und *ſtreng gegen* Andere iſt der verächtlichſte Charakter.

Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil Beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begränzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, Das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor, und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subject zu seyn, als sie sich in den Platz des Objects drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form, und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort, nur, insofern er selbstständig ist, ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur, insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung und, insofern sie als Energien gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindränge. Jene Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keinesweges die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindung seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mäßigt und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Gränzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung *eines geistigen* Unvermögens und einer Schlaffheit der Denk- *oder Willenskräfte* seyn, welche die Menschheit erniedrigen

würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit einem Wort: den Stofftrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begränzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stande ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität nach „Form und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; „vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes „und das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er „soll sich einer Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, „und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegenüber steht. „Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich

„bewußt ſeyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieſer Id
wirklich gemäß, folglich in voller Bedeutung des Wort
Menſch iſt, kann er nie in Erfahrung bringen, ſolang
nur einen dieſer beiden Triebe ausſchließend oder nur eine
nach dem andern befriedigt: denn, ſolang er nur empfinde
bleibt ihm ſeine Perſon oder ſeine abſolute Exiſtenz, un
ſolang er nur denkt, bleibt ihm ſeine Exiſtenz in der Ze
oder ſein Zuſtand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo
dieſe doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er ſich zugleic
ſeiner Freiheit bewußt würde und ſein Daſeyn empfänd
wo er ſich zugleich als Materie fühlte und als Geiſt kenne
lernte, ſo hätte er in dieſen Fällen, und ſchlechterdings nu
in dieſen, eine vollſtändige Anſchauung ſeiner Menſchhei
und der Gegenſtand, der dieſe Anſchauung ihm verſchaffe
würde ihm zu einem Symbol ſeiner ausgeführten B
ſtimmung, folglich (weil dieſe nur in der Allheit der Ze
zu erreichen iſt) zu einer Darſtellung des Unendlichen diene

Vorausgeſetzt, daß Fälle dieſer Art in der Erfahrun
vorkommen können, ſo würden ſie einen neuen Trieb in ih
aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ih
zuſammenwirken, einem jeden derſelben, einzeln betrachte
entgegengeſetzt ſeyn und mit Recht für einen neuen Trie
gelten würde. Der ſinnliche Trieb will, daß Veränderun
ſey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will
daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung ſey. De
jenige Trieb alſo, in welchem beide verbunden wirken (e
ſey mir einſtweilen, bis ich dieſe Benennung gerechtfertig
haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), de
Spieltrieb alſo würde dahin gerichtet ſeyn, die Zeit in de
Zeit aufzuheben, Werden mit abſolutem Seyn, Veränderun
mit Identität zu vereinbaren.

Der ſinnliche Trieb will beſtimmt werden, er will ſein Object empfangen; der Formtrieb will ſelbſt beſtimmen, er will ſein Object hervorbringen; der Spieltrieb wird alſo beſtrebt ſeyn, ſo zu empfangen, wie er ſelbſt hervorgebracht hätte, und ſo hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der ſinnliche Trieb ſchließt aus ſeinem Subject alle Selbſtthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb ſchließt aus dem ſeinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausſchließung der Freiheit iſt aber phyſiſche, Ausſchließung des Leidens iſt moraliſche Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen alſo das Gemüth, jener durch Naturgeſetze, dieſer durch Geſetze der Vernunft. Der Spieltrieb alſo, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moraliſch und phyſiſch nöthigen: er wird alſo, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben und den Menſchen ſowohl phyſiſch als moraliſch in Freiheit ſetzen. Wenn wir Jemand mit Leidenſchaft umfaſſen, der unſerer Verachtung würdig iſt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen Andern feindlich geſinnt ſind, der uns Achtung abnöthigt, ſo empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unſere Neigung intereſſirt und unſere Achtung ſich erworben, ſo verſchwindet ſowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h., zugleich mit unſerer Neigung und mit unſerer Achtung zu ſpielen.

Indem uns ferner der ſinnliche Trieb phyſiſch und der Formtrieb moraliſch nöthigt, ſo läßt jener unſere formale, dieſer unſere materiale Beſchaffenheit zufällig: Das heißt, es iſt zufällig, ob unſere Glückſeligkeit mit unſerer Vollkommenheit,

oder ob dieſe mit jener übereinſtimmen werde. Der Spieltrieb alſo, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unſere formale und unſere materiale Beſchaffenheit, zugleich unſere Vollkommenheit und unſere Glückſeligkeit zufällig machen: er wird alſo, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verſchwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demſelben Maße, als er den Empfindungen und Affecten ihren dynamiſchen Einfluß nimmt, wird er ſie mit Ideen der Vernunft in Uebereinſtimmung bringen, und in demſelben Maße, als er den Geſetzen der Vernunft ihre moraliſche Nöthigung benimmt, wird er ſie mit dem Intereſſe der Sinne verſöhnen.

Fünfzehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegenführe. Laſſen Sie es ſich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, ſo wird ein deſto freierer Geſichtskreis ſich aufthun, und eine muntere Ausſicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenſtand des ſinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben in weiteſter Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenſtand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Geſtalt, ſowohl in uneigentlicher als in *eigentlicher* Bedeutung: ein Begriff, der alle formalen Beſchaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derſelben auf

die Denkkräfte unter ſich faßt. Der Gegenſtand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgeſtellt, wird alſo lebende Geſtalt heißen können: ein Begriff, der allen äſthetiſchen Beſchaffenheiten der Erſcheinungen und, mit einem Worte Dem, was man in weiteſter Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch dieſe Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieſes Gebiet eingeſchloſſen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos iſt und bleibt, kann darum nichts deſto weniger lebende Geſtalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Menſch, wiewohl er lebt und Geſtalt hat, iſt darum noch lange keine lebende Geſtalt. Dazu gehört, daß ſeine Geſtalt Leben und ſein Leben Geſtalt ſey. Solange wir über ſeine Geſtalt bloß denken, iſt ſie leblos, bloße Abſtraction; ſolange wir ſein Leben bloß fühlen, iſt es geſtaltlos, bloße Impreſſion. Nur, indem ſeine Form in unſrer Empfindung lebt, und ſein Leben in unſerm Verſtande ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und Dies wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Beſtandtheile anzugeben wiſſen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, iſt die Geneſis derſelben auf keine Weiſe noch erklärt: denn dazu würde erfordert, daß man jene Vereinigung ſelbſt begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechſelwirkung zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen, unerforſchlich bleibt. Die Vernunft ſtellt aus tranſcendentalen Gründen die Forderung auf: es ſoll eine Gemeinſchaft zwiſchen Formtrieb und Stofftrieb, Das heißt, ein Spieltrieb ſeyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der

Menſchheit vollendet. Sie muß dieſe Forderung aufſtellen, weil ſie ihrem Weſen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausſchließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menſchliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derſelben begründet. Sobald ſie demnach den Ausſpruch thut: es ſoll eine Menſchheit exiſtiren, ſo hat ſie eben dadurch das Geſetz aufgeſtellt: es ſoll eine Schönheit ſeyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit iſt, und wir werden es wiſſen, ſobald ſie uns belehrt hat, ob eine Menſchheit iſt. Wie aber eine Schönheit ſeyn kann, und wie eine Menſchheit möglich iſt, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Menſch, wiſſen wir, iſt weder ausſchließend Materie, noch iſt er ausſchließend Geiſt. Die Schönheit, als Conſummation ſeiner Menſchheit, kann alſo weder ausſchließend bloßes Leben ſeyn, wie von ſcharfſinnigen Beobachtern, die ſich zu genau an die Zeugniſſe der Erfahrung hielten, behauptet worden iſt, und wozu der Geſchmack der Zeit ſie gern herabziehen möchte; noch kann ſie ausſchließend bloße Geſtalt ſeyn, wie von ſpeculativen Weltweiſen, die ſich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philoſophirenden Künſtlern, die ſich in Erklärung derſelben allzuſehr durch das Bedürfniß der Kunſt leiten ließen, geurtheilt worden iſt: * ſie iſt das

* Zum bloßen Leben macht die Schönheit Burke in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Geſtalt macht ſie, ſoweit mir bekannt iſt, jeder Anhänger des dogmatiſchen Syſtems, der über dieſen Gegenſtand je ſein Bekenntniß ablegte: unter den Künſtlern Raphael Mengs in ſeinen Gedanken über den Geſchmack in der Malerei; Andrer nicht zu gedenken. So wie in Allem, hat auch in dieſem Stück die kritiſche *Philoſophie den Weg* eröffnet, die Empirie auf Principien und die *Speculation zur Erfahrung* zurückzuführen.

gemeinſchaftliche Object beider Triebe, Das heißt, des Spieltriebs. Dieſen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles Das, was weder ſubjectiv noch objectiv zufällig iſt und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da ſich das Gemüth bei Anſchauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwiſchen dem Geſetz und Bedürfniß befindet, ſo iſt es eben darum, weil es ſich zwiſchen beiden theilt, dem Zwange ſowohl des einen als des andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb iſt es mit ihren Forderungen ernſt, weil der eine ſich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erſte auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide alſo auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet ſind. Aber das Leben wird gleichgültiger, ſowie die Würde ſich einmiſcht, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, ſobald die Neigung zieht; eben ſo nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, ſobald ſolche der formalen Wahrheit, dem Geſetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt ſich durch Abſtraction nicht mehr angeſpannt, ſobald die unmittelbare Anſchauung ſie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinſchaft kommt, verliert alles Wirkliche ſeinen Ernſt, weil es klein wird, und, indem es mit der Empfindung zuſammen trifft, legt das Nothwendige den ſeinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längſt ſchon verſucht geweſen ſeyn mir entgegenzuſetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolſten Gegenſtänden gleichgeſtellt, die von jeher im Beſitz dieſes *Namens waren*? Widerſpricht es nicht dem Vernunftbegriff

und der Würde der Schönheit, die doch als ein Instrument der Cultur betrachtet wird, sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und widerspricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, das mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehen kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem wir wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sache, Einschränkung nennen, Das nenne ich nach der meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, Erweiterung. Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen wir uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wirklichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich nur auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in dem wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit vergebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirklich vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spieltriebs werth; aber durch das Ideal der Schönheit, welches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spieltriebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die griechischen Völkerschaften in den Kampfspielen zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gewandtheit und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines

erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apoll nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen. * Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, d. i., Schönheit seyn, indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität dictirt. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet: längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur, daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde

* Wenn man (um bei der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectakels in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien und das rohe, schöne Leben des Corso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nuanciren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit, als unter den Spielen der feinern Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn' der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Beseelt von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist Keines von Beiden, weil es Beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber, indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch Jenes unwiderstehlich ergriffen *und angezogen*, durch Dieses in der Ferne gehalten, befinden *wir uns zugleich* in dem Zustand der höchsten Ruhe und der

höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzten Triebe und aus der Verbindung zweier entgegengesetzten Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichst vollkommenen Bund und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den sinnlichen Trieb als den Formtrieb in ihren Gränzen zu halten; eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese

beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Product die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, Das ist in dem Schönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Ideal-Schöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als eine energische Eigenschaft; in der Erfahrung gibt es eine schmelzende und eine energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisirt werden sollen. So denkt der reflectirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, bloß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so *wenig vor einem gewissen* Ueberrest von Wildheit und Härte

bewahren, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grade der Weichlichkeit und Entnervung ſchützt. Denn, da die Wirkung der erſtern iſt, das Gemüth ſowohl im Phyſiſchen als Moraliſchen anzuſpannen und ſeine Schnellkraft zu vermehren, ſo geſchieht es nur gar zu leicht, daß der Widerſtand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Perſon gelten ſollte: daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorſtellung mit dem Gigantesken und Abenteuerlichen und das Erhabene der Geſinnung mit den ſchauderhafteſten Ausbrüchen der Leidenſchaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben ſo oft unterdrückt als beherrſcht, eben ſo oft beleidigt als übertroffen finden. Und, weil die Wirkung der ſchmelzenden Schönheit iſt, das Gemüth im Moraliſchen wie im Phyſiſchen aufzulöſen, ſo begegnet es eben ſo leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erſtickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverluſt theilt, der nur die Leidenſchaft treffen ſollte: daher wird man in den ſogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht ſelten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Correctheit in Leerheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten und die verächtlichſte Carricatur zunächſt an die herrlichſte Menſchlichkeit gränzen ſehen. Für den Menſchen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen iſt alſo die ſchmelzende Schönheit Bedürfniß, denn *von Größe und Kraft* iſt er längſt gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den

Menſchen unter der Indulgenz des Geſchmacks iſt die energiſche Schönheit Bedürfniß: denn nur allzugern verſcherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerſpruch erklärt und beantwortert ſeyn, den man in den Urtheilen der Menſchen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der äſthetiſchen Cultur anzutreffen pflegt. Er iſt erklärt, dieſer Widerſpruch, ſobald man ſich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer beſondern Art derſelben zu beweiſen im Stande iſt. Er iſt gehoben, dieſer Widerſpruch, ſobald man das doppelte Bedürfniß der Menſchheit unterſcheidet, dem jene doppelte Schönheit entſpricht. Beide Theile werden alſo wahrſcheinlich Recht behalten, wenn ſie nur erſt mit einander verſtändigt ſind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Unterſuchungen den Weg, den die Natur in äſthetiſcher Hinſicht mit dem Menſchen einſchlägt, auch zu dem meinigen machen und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derſelben erheben. Ich werde die Wirkungen der ſchmelzenden Schönheit an dem angeſpannten Menſchen und die Wirkungen der energiſchen an dem abgeſpannten prüfen, um zuletzt beide entgegengeſetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöſchen, ſo wie jene zwei entgegengeſetzten Formen der Menſchheit in der Einheit des Idealmenſchen untergehn.

Siebenzehnter Brief.

Solang es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andern Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen, anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriff, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande

der Abſpannung finden werden, jenachdem entweder die einſeitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie ſeines Weſens ſtört, oder die Einheit ſeiner Natur ſich auf die gleichförmige Erſchlaffung ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Kräfte gründet. Beide entgegengeſetzte Schranken werden, wie nun bewieſen werden ſoll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angeſpannten Menſchen die Harmonie, in dem abgeſpannten die Energie wieder herſtellt und auf dieſe Art, ihrer Natur gemäß, den eingeſchränkten Zuſtand auf einen abſoluten zurückführt und den Menſchen zu einem in ſich ſelbſt vollendeten Ganzen macht.

Sie verleugnet alſo in der Wirklichkeit auf keine Weiſe den Begriff, den wir in der Speculation von ihr faßten; nur, daß ſie hier ungleich weniger freie Hand hat, als dort, wo wir ſie auf den reinen Begriff der Menſchheit anwenden durften. An dem Menſchen, wie die Erfahrung ihn aufſtellt, findet ſie einen ſchon verdorbenen und widerſtrebenden Stoff, der ihr gerade ſo viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von ſeiner individualen Beſchaffenheit einmiſcht. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine beſondere und eingeſchränkte Species, nie als reine Gattung ſich zeigen; ſie wird in angeſpannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, ſie wird in abgeſpannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden ſind, wird dieſe widerſprechende Erſcheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu beſtimmen und ſie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Menſch unter ihrem Einfluſſe zeigt, wiſſen wir vielmehr, *daß es der Menſch iſt*, der die Unvollkommenheiten ſeines

Individuums auf ſie überträgt, der durch ſeine ſubjective Begränzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege ſteht und ihr abſolutes Ideal auf zwei eingeſchränkte Formen der Erſcheinung herabſetzt.

Die ſchmelzende Schönheit, wurde behauptet, ſey für ein angeſpanntes Gemüth und für ein abgeſpanntes die energiſche. Angeſpannt aber nenne ich den Menſchen ſowohl, wenn er ſich unter dem Zwange von Empfindungen, als, wenn er ſich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausſchließende Herrſchaft eines ſeiner beiden Grundtriebe iſt für ihn ein Zuſtand des Zwanges und der Gewalt, und Freiheit liegt nur in der Zuſammenwirkung ſeiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einſeitig beherrſchte oder ſinnlich angeſpannte Menſch wird alſo aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Form; der von Geſetzen einſeitig beherrſchte oder geiſtig angeſpannte Menſch wird aufgelöst und in Freiheit geſetzt durch Materie. Die ſchmelzende Schönheit, um dieſer doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird ſich alſo unter zwei verſchiedenen Geſtalten zeigen. Sie wird erſtlich, als ruhige Form, das wilde Leben beſänftigen und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; ſie wird zweitens, als lebendes Bild, die abgezogene Form mit ſinnlicher Kraft ausrüſten, den Begriff zur Anſchauung und das Geſetz zum Gefühl zurückführen. Den erſten Dienſt leiſtet ſie dem Naturmenſchen, den zweiten dem kunſtlichen Menſchen. Aber, weil ſie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, ſondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formloſe Natur oder die naturwidrige Kunſt darbietet, ſo wird ſie in beiden Fällen noch Spuren ihres Urſprunges tragen und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form ſich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Speculation, um es alsdann auf immer zu verlassen und mit desto sicherem Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben.

Aus Diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittlern Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflectiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen Beiden. Jenes ist durch Erfahrung, Dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies iſt der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und, gelingt es uns, dieſes Problem befriedigend aufzulöſen, ſo haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aeſthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchſt verſchiedene Operationen an, welche bei dieſer Unterſuchung einander nothwendig unterſtützen müſſen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zuſtände mit einander, die einander entgegengeſetzt ſind und niemals Eins werden können. Von dieſer Entgegenſetzung müſſen wir ausgehen; wir müſſen ſie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffaſſen und anerkennen, ſo daß beide Zuſtände ſich auf das Beſtimmteſte ſcheiden: ſonſt vermiſchen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: Jene zwei entgegengeſetzten Zuſtände verbindet die Schönheit und hebt alſo die Entgegenſetzung auf. Weil aber beide Zuſtände einander ewig entgegengeſetzt bleiben, ſo ſind ſie nicht anders zu verbinden, als, indem ſie aufgehoben werden. Unſer zweites Geſchäft iſt alſo, dieſe Verbindung vollkommen zu machen, ſie ſo rein und vollſtändig durchzuführen, daß beide Zuſtände in einem dritten gänzlich verſchwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt: ſonſt vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philoſophiſchen Welt über den Begriff der Schönheit geherrſcht haben und zum Theil noch heut zu Tag herrſchen, haben keinen andern Urſprung, als daß man die Unterſuchung entweder nicht von einer gehörig ſtrengen Unterſcheidung anfing oder ſie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philoſophen, welche ſich bei der Reflexion über dieſen Gegenſtand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von

der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil ſie in
Total des ſinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterſche
Die Andern, welche den Verſtand ausſchließend zum Fi
nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit
langen, weil ſie in dem Total derſelben nie etwas An
als die Theile ſehen, und Geiſt und Materie auc
ihrer vollkommenſten Einheit ihnen ewig geſchieden ble
Die Erſten fürchten, die Schönheit dynamiſch, d. h.
wirkende Kraft aufzuheben, wenn ſie trennen ſollen, wa
Gefühl doch verbunden iſt; die Andern fürchten, die S
heit logiſch, d. h., als Begriff aufzuheben, wenn ſie
ſammenfaſſen ſollen, was im Verſtande doch geſchieden
Jene wollen die Schönheit auch eben ſo denken, wie ſie n
Dieſe wollen ſie eben ſo wirken laſſen, wie ſie gedacht
Beide müſſen alſo die Wahrheit verfehlen: Jene, weil ſ
mit ihrem eingeſchränkten Denkvermögen der unendlichen
tur nachthun; Dieſe, weil ſie die unendliche Natur nach
Denkgeſetzen einſchränken wollen. Die Erſten fürchten,
eine zu ſtrenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Fre
zu rauben; die Andern fürchten, durch eine zu kühne Ver
gung die Beſtimmtheit ihres Begriffs zu zerſtören. Jen
denken aber nicht, daß die Freiheit, in welche ſie mit
Recht das Weſen der Schönheit ſetzen, nicht Geſetzloſi
ſondern Harmonie von Geſetzen, nicht Willkürlichkeit, ſo
höchſte innere Nothwendigkeit iſt; Dieſe bedenken nicht,
die Beſtimmtheit, welche ſie mit gleichem Recht von
Schönheit fordern, nicht in der Ausſchließung gewi
Realitäten, ſondern in der abſoluten Einſchließ
aller beſteht, daß ſie alſo nicht Begränzung, ſondern
endlichkeit iſt. Wir werden die Klippen vermeiden, an we
Beide geſcheitert ſind, wenn wir von den zwei Eleme

beginnen, in welche die Schönheit ſich vor dem Verſtande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen äſthetiſchen Einheit erheben, durch die ſie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zuſtände gänzlich verſchwinden. *

Neunzehnter Brief.

Es laſſen ſich in dem Menſchen überhaupt zwei verſchiedene Zuſtände der paſſiven und activen Beſtimmbarkeit, und eben ſo viele Zuſtände der paſſiven und activen Beſtimmung unterſcheiden. Die Erklärung dieſes Satzes führt uns am Kürzeſten zum Ziel.

Der Zuſtand des menſchlichen Geiſtes vor aller Beſtimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, iſt eine Beſtimmbarkeit ohne Gränzen. Das Endloſe des

* Einem aufmerkſamen Leſer wird ſich bei der hier angeſtellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die ſenſualen Aeſthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raiſonnement gelten laſſen, ſich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen, als ihre Gegner, obgleich ſie der Einſicht nach es nicht mit dieſen aufnehmen können; und dieſes Verhältniß findet man überall zwiſchen der Natur und der Wiſſenſchaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verſtand ſcheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder: daher iſt der Menſch, ehe er anfängt zu philoſophiren, der Wahrheit näher, als der Philoſoph, der ſeine Unterſuchung noch nicht geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philoſophem für irrig erklären, ſobald daſſelbe, dem Reſultat nach, die gemeine Empfindung gegen ſich hat; mit demſelben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf ſeiner Seite hat. Mit dem Letztern mag ſich jeder Schriftſteller tröſten, der eine philoſophiſche Deduction nicht, wie manche Leſer zu erwarten ſcheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem Erſtern mag man Jeden zum Stillſchweigen bringen, der auf Koſten des Menſchenverſtandes neue Syſteme gründen will.

Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts als ein leeres Vermögen war, Das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, Das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Gränze, da es, als bloßes Vermögen, unbegränzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begränzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung. Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnesempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht Etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen, und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum

würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen: eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Gränze zum Unbegränzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegränzte zur Gränze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, so ist Dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt: diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht, insofern sie beim Denken *hilft*, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält), bloß, insofern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dies aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen

nämlich, welches von Außen nichts als den Stoff ſeines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, alſo nur negativ an ſeinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geiſtes verkennen, wenn man den ſinnlichen Paſſionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths poſitiv unterdrücken zu können. Zwar ſtellt die Erfahrung Beiſpiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demſelben Maß unterdrückt erſcheinen, als die ſinnlichen Kräfte feuriger wirken; aber, anſtatt jene Geiſtesſchwäche von der Stärke des Affects abzuleiten, muß man vielmehr dieſe überwiegende Stärke des Affects durch jene Schwäche des Geiſtes erklären: denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menſchen vorſtellen, als inſofern der Geiſt frei unterlaſſen hat, ſich als eine ſolche zu beweiſen.

Indem ich aber durch dieſe Erklärung einem Einwurfe zu begegnen ſuche, habe ich mich, wie es ſcheint, in einen andern verwickelt und die Selbſtſtändigkeit des Gemüths nur auf Koſten ſeiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth *aus ſich ſelbſt* zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht ſelbſt getheilt, wenn es nicht ſich ſelbſt entgegengeſetzt iſt?

Hier müſſen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geiſt vor uns haben. Der endliche Geiſt iſt derjenige, der nicht anders als durch Leid thätig wird, nur durch Schranken zum Abſoluten gelangt, inſofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein ſolcher Geiſt wird alſo mit dem Triebe nach Form oder von dem Abſoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen ſind, ohne die er erſten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In *fern in demſelben* Weſen zwei ſo entgegengeſetzte Tende

zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben ihm selbst unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar in ihm, aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches Diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und, wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwickelung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung; aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objecten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der

Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur, was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung und durch Entgegensetzung gegen dieselbe: denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von Demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, Das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraction noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für Alles, was für den

Menſchen iſt, und für Alles, was durch ihn werden ſoll, für ſein Erkennen und Handeln aufgeſtellt. Unentfliehbar, unverfälſchbar, unbegreiflich ſtellen die Begriffe von Wahrheit und Recht ſchon im Alter der Sinnlichkeit ſich dar, und, ohne daß man zu ſagen wüßte, woher und wie es entſtand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entſpringen Empfindung und Selbſtbewußtſeyn, völlig ohne Zuthun des Subjects, und beider Urſprung liegt eben ſowohl jenſeits unſers Willens, als er jenſeits unſers Erkenntnißkreiſes liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Menſch, vermittelſt der Empfindung, die Erfahrung einer beſtimmten Exiſtenz, hat er durch das Selbſtbewußtſeyn die Erfahrung ſeiner abſoluten Exiſtenz gemacht, ſo werden mit ihren Gegenſtänden auch ſeine beiden Grundtriebe rege. Der ſinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Geſetzes (mit dem Anfang der Perſönlichkeit), und jetzt erſt, nachdem beide zum Daſeyn gekommen, iſt ſeine Menſchheit aufgebaut. Bis Dies geſchehen iſt, erfolgt Alles in ihm nach dem Geſetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es iſt ſeine Sache, die Menſchheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengeſetzte Grundtriebe in ihm thätig ſind, ſo verlieren beide ihre Nöthigung, und die Entgegenſetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Urſprung. *

---

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, ſo oft hier von Freiheit die Rede iſt, nicht diejenige gemeint iſt, die dem Menſchen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt und ihm weder gegeben noch

Zwanzigſter Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt ſich ſchon aus ihrem bloßen Begriff, daß aber die Freiheit ſelbſt eine Wirkung der Natur (dieſes Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen), kein Werk des Menſchen ſey, daß ſie alſo auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erſt, wenn der Menſch vollſtändig iſt, und ſeine beiden Grundtriebe ſich entwickelt haben: ſie muß alſo fehlen, ſolang er unvollſtändig, und einer von beiden Trieben ausgeſchloſſen iſt, und muß durch alles Das, was ihm ſeine Vollſtändigkeit zurückgibt, wieder hergeſtellt werden können.

Nun läßt ſich wirklich, ſowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menſchen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Menſch noch nicht vollſtändig, und einer von beiden Trieben ausſchließend in ihm thätig iſt. Wir wiſſen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form, daß er früher Individuum als Perſon iſt, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der ſinnliche Trieb kommt alſo früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtſeyn vorhergeht, und in dieſer Priorität des ſinnlichen Triebes finden wir den Aufſchluß zu der ganzen Geſchichte der menſchlichen Freiheit.

genommen werden kann, ſondern diejenige, welche ſich auf ſeine gemiſchte Natur gründet. Dadurch, daß der Menſch überhaupt nur vernünftig handelt, beweiſt er eine Freiheit der erſten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Geſetzen der Vernunft materiell handelt, beweiſt er eine Freiheit der zweiten Art. Man könnte die letztere ſchlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erſten erklären.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht iſt, weil der Menſch noch nicht angefangen: denn in dem Menſchen ſelbſt kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zuſtande des Denkens, zu welchem der Menſch jetzt übergehen ſoll, ſoll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht ſeyn, und eine logiſche oder moraliſche Nothwendigkeit ſoll an die Stelle jener phyſiſchen treten. Jene Macht der Empfindung muß alſo vernichtet werden, ehe das Geſetz dazu erhoben werden kann. Es iſt alſo nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Menſch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegenſetzte eintreten kann. Er muß alſo, um Leiden mit Selbſtthätigkeit, um eine paſſive Beſtimmung mit einer activen zu vertauſchen, augenblicklich von aller Beſtimmung frei ſeyn und einen Zuſtand der bloßen Beſtimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewiſſe Weiſe zu jenem negativen Zuſtand der bloßen Beſtimmungsloſigkeit zurückkehren, in welchem er ſich befand, ehe noch irgend etwas auf ſeinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zuſtand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Beſtimmungsloſigkeit und eine gleich unbegränzte Beſtimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus dieſem Zuſtand etwas Poſitives erfolgen ſoll. Die Beſtimmung, die er durch Senſation empfangen, muß alſo feſtgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß ſie, inſofern ſie Begränzung iſt,

aufgehoben werden, weil eine unbegränzte Beſtimmbarkeit Statt finden ſoll. Die Aufgabe iſt alſo, die Determination des Zuſtandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich iſt, daß man ihr eine andere entgegenſetzt. Die Schalen einer Wage ſtehen gleich, wenn ſie leer ſind; ſie ſtehen aber auch gleich, wenn ſie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht alſo von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig ſind, eben deßwegen aber ihre beſtimmende Gewalt gegenſeitig aufheben und durch eine Entgegenſetzung eine Negation bewirken. Dieſe mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder phyſiſch noch moraliſch genöthigt und doch auf beide Art thätig iſt, verdient vorzugsweiſe eine freie Stimmung zu heißen, und, wenn man den Zuſtand ſinnlicher Beſtimmung den phyſiſchen, den Zuſtand vernünftiger Beſtimmung aber den logiſchen und moraliſchen nennt, ſo muß man dieſen Zuſtand der realen und activen Beſtimmbarkeit den äſthetiſchen heißen. *

---

* Für Leſer, denen die reine Bedeutung dieſes durch Unwiſſenheit ſo ſehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig iſt, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erſcheinung vorkommen können, laſſen ſich unter vier verſchiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann ſich unmittelbar auf unſern ſinnlichen Zuſtand (unſer Daſeyn und Wohlſeyn) beziehen: Das iſt ihre phyſiſche Beſchaffenheit. Oder ſie kann ſich auf den Verſtand beziehen und uns eine Erkenntniß verſchaffen: Das iſt ihre logiſche Beſchaffenheit: Oder ſie kann ſich auf unſern Willen beziehen und als ein Gegenſtand der Wahl für ein vernünftiges Weſen betrachtet werden: Das iſt ihre moraliſche Beſchaffenheit. Oder, endlich, ſie kann ſich auf das Ganze unſerer verſchiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derſelben ein beſtimmtes Object zu ſeyn: Das iſt ihre äſthetiſche

Ein und zwanzigſter Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zuſtand der Beſtimmbarkeit und einen doppelten Zuſtand der Beſtimmung. Jetzt kann ich dieſen Satz deutlich machen.

Das Gemüth iſt beſtimmbar, bloß inſofern es überhaupt nicht beſtimmt iſt; es iſt aber auch beſtimmbar, inſofern es nicht ausſchließend beſtimmt, d. h., bei ſeiner Beſtimmung nicht beſchränkt iſt. Jenes iſt bloße Beſtimmungsloſigkeit (es iſt ohne Schranken, weil es ohne Realität iſt); Dieſes iſt die äſthetiſche Beſtimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Beſchaffenheit. Ein Menſch kann uns durch ſeine Dienſtfertigkeit angenehm ſeyn; er kann uns durch ſeine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch ſeinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von Dieſem allem, und ohne daß wir bei ſeiner Beurtheilung weder auf irgend ein Geſetz, noch auf irgend einen Zweck Rückſicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch ſeine bloße Erſcheinungsart gefallen. In dieſer letztern Qualität beurtheilen wir ihn äſthetiſch. So gibt es eine Erziehung zur Geſundheit, eine Erziehung zur Einſicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geſchmack und zur Schönheit. Dieſe letztere hat zur Abſicht, das Ganze unſrer ſinnlichen und geiſtigen Kräfte in möglichſter Harmonie auszubilden. Weil man indeſſen, von einem falſchen Geſchmack verführt und durch ein falſches Raiſonnement noch mehr in dieſem Irrthum befeſtigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aeſthetiſchen gern mit aufnimmt, ſo merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich dieſe Briefe über äſthetiſche Erziehung faſt mit nichts Anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen), daß das Gemüth im äſthetiſchen Zuſtande zwar frei und im höchſten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Geſetzen handelt, und daß dieſe äſthetiſche Freiheit ſich von der logiſchen Nothwendigkeit beim Denken und von der moraliſchen Nothwendigkeit beim Wollen nur dadurch unterſcheidet, daß die Geſetze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, nicht vorgeſtellt werden und, weil ſie keinen Widerſtand finden, nicht als Nöthigung erſcheinen.

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eignem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, Das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen: gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreiheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden: eine Vorstellung, welche mit Demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs Genaueste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man Denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent

und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht: denn die Schönheit gibt ſchlechterdings kein einzelnes Reſultat, weder für den Verſtand noch für den Willen; ſie führt keinen einzelnen, weder intellectuellen noch moraliſchen Zweck aus; ſie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen und iſt, mit einem Worte, gleich ungeſchickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die äſthetiſche Cultur bleibt alſo der perſönliche Werth eines Menſchen oder ſeine Würde, inſofern dieſe nur von ihm ſelbſt abhängen kann, noch völlig unbeſtimmt, und es iſt weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht iſt, aus ſich ſelbſt zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu ſeyn, was er ſeyn ſoll, vollkommen zurückgegeben iſt.

Eben dadurch aber iſt etwas Unendliches erreicht. Denn, ſobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einſeitige Nöthigung der Natur beim Empfinden und durch die ausſchließende Geſetzgebung der Vernunft beim Denken gerade dieſe Freiheit entzogen wurde, ſo müſſen wir das Vermögen, welches ihm in der äſthetiſchen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchſte aller Schenkungen, als die Schenkung der Menſchheit, betrachten. Freilich beſitzt er dieſe Menſchheit der Anlage nach ſchon vor jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommen kann; aber der That nach verliert er ſie mit jedem beſtimmten Zuſtand, in den er kommt, und ſie muß ihm, wenn er zu einem entgegengeſetzten ſoll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das äſthetiſche Leben zurückgegeben werden. *

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewiſſe Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entſchließungen übergehen, die äſthetiſche Stimmung, welche ſie in dieſer Zeit nothwendig durchlaufen müſſen, kaum aber

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennt. Denn, ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, inwieweit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie Dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also Denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht

gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht lang ertragen und dringen ungeduldig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand ästhetischer Unbegränztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bei Andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der ästhetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die Ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die Letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die Ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die Letzten, vorausgesetzt, daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigen, fürs Ganze und zu großen Rollen geboren sind.

auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht: denn eine Gemüthsſtimmung, welche das Ganze der Menſchheit in ſich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derſelben, dem Vermögen nach, in ſich ſchließen; eine Gemüthsſtimmung, welche von dem Ganzen der menſchlichen Natur alle Schranken entfernt, muß dieſe nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derſelben entfernen. Eben deßwegen, weil ſie keine einzelne Function der Menſchheit ausſchließend in Schutz nimmt, ſo iſt ſie einer jeden ohne Unterſchied günſtig, und ſie begünſtigt ja nur deßwegen keine einzelne vorzugsweiſe, weil ſie der Grund der Möglichkeit von allen iſt. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein beſonderes Geſchick, aber ſetzen ihm dafür auch eine beſondere Gränze; die äſthetiſche allein führt zum Unbegränzten. Jeder andere Zuſtand, in den wir kommen können, weiſt uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu ſeiner Auflöſung eines folgenden; nur der äſthetiſche iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt, da er alle Bedingungen ſeines Urſprungs und ſeiner Fortdauer in ſich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit geriſſen, und unſere Menſchheit äußert ſich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte ſie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unſern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung ſchmeichelt, Das öffnet unſer weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demſelben Grad zur Anſtrengung weniger tüchtig. Was unſere Denkkräfte anſpannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, Das ſtärkt unſern Geiſt zu jeder Art des Widerſtandes, aber verhärtet ihn auch in demſelben Verhältniß und raubt uns eben ſo viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer größern Selbſtthätigkeit

verhilft. Eben deßwegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß echter Schönheit dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein echtes Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient Dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben, es sey nun, daß es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm

Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Product aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung, und desto vortrefflicher ein solches Product. Man kann Dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsere Einbildungskraft erhitzen und unser Gefühl überraschen wollte, Der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am Meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft gränzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objectiven Gränzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden und mit der ruhigen

Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun: denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des

Künſtlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolſte Gegenſtand muß ſo behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demſelben zu dem ſtrengſten Ernſte überzugehen. Der ernſteſte Stoff muß ſo behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichteſten Spiele zu vertauſchen. Künſte des Affects, dergleichen die Tragödie iſt, ſind kein Einwurf: denn erſtlich ſind es keine ganz freie Künſte, da ſie unter der Dienſtbarkeit eines beſondern Zweckes (des Pathetiſchen) ſtehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunſtkenner leugnen, daß Werke, auch ſelbſt aus dieſer Claſſe, um ſo vollkommener ſind, je mehr ſie auch im höchſten Sturme des Affects die Gemüthsfreiheit ſchonen. Eine ſchöne Kunſt der Leidenſchaft gibt es; aber eine ſchöne leidenſchaftliche Kunſt iſt ein Widerſpruch, denn der unausbleibliche Effect des Schönen iſt Freiheit von Leidenſchaften. Nicht weniger widerſprechend iſt der Begriff einer ſchönen lehrenden (didaktiſchen) oder beſſernden (moraliſchen) Kunſt, denn nichts ſtreitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine beſtimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweiſt es indeſſen eine Formloſigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch ſeinen Inhalt Effect macht: es kann eben ſo oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Iſt dieſer entweder zu geſpannt oder zu ſchlaff; iſt er gewohnt, entweder bloß mit dem Verſtand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, ſo wird er ſich auch bei dem glücklichſten Ganzen nur an die Theile und bei der ſchönſten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die äſthetiſche Organiſation eines Werks erſt zerſtören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne ſorgfältig aufſcharren, das der

Meiſter mit unendlicher Kunſt in der Harmonie des Ganzen verſchwinden machte. Sein Intereſſe daran iſt ſchlechterdings entweder moraliſch oder phyſiſch; nur gerade, was es ſeyn ſoll, äſthetiſch iſt es nicht. Solche Leſer genießen ein ernſthaftes und pathetiſches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder ſcherzhaftes, wie ein berauſchendes Getränk; und, waren ſie geſchmacklos genug, von einer Tragödie und Epopöe, wenn es auch eine Meſſiade wäre, Erbauung zu verlangen, ſo werden ſie an einem anakreontiſchen oder catulliſchen Liede unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drei und zwanzigſter Brief.

Ich nehme den Faden meiner Unterſuchung wieder auf, den ich nur darum abgeriſſen habe, um von den aufgeſtellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunſt und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zuſtande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geſchieht alſo nicht anders, als durch einen mittlern Zuſtand äſthetiſcher Freiheit, und, obgleich dieſer Zuſtand an ſich ſelbſt weder für unſere Einſichten, noch Geſinnungen etwas entſcheidet, mithin unſern intellectuellen und moraliſchen Werth gar nicht und gar problematiſch läßt, ſo iſt er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einſicht und zu einer Geſinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber, daß sie Dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, Dies, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so, wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge, von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermissen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen

kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, al
weder, indem er die passive Bestimmung verliert,
hatte, oder, indem er die active schon in sich
hält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß d
sive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben a
Möglichkeit einer activen verlieren, weil der Gedanke
Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe r
werden kann. Er wird also die letztere schon in sich
ten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn
heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird al
Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der
lichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung schon inn
ihrer eigenen Gränzen gebrochen, und der physische
so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach
der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht.
Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logische
moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur
ist daher unendlich leichter, als der Schritt von den
sischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen b
Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der
durch seine bloße Freiheit vollbringen, da er sich bl
nehmen und nicht zu geben, bloß seine Natur zu verei
nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte
wird allgemein gültig urtheilen und allgemein gültig ha
sobald er es wollen wird. Den Schritt von der roher
terie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit i
eröffnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern
sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten,
dem Willen selbst erst das Daseyn gibt. Um den ästhe
Menschen für Einsicht und zu großen Gesinnungen zu f

darf man ihm weiter nichts als wichtige Anläſſe geben; um von dem ſinnlichen Menſchen eben Das zu erhalten, muß man erſt ſeine Natur verändern. Bei jenem braucht es oft nichts als die Aufforderung einer erhabenen Situation (die am unmittelbarſten auf das Willensvermögen wirkt), um ihn zum Helden und zum Weiſen zu machen; dieſen muß man erſt unter einen andern Himmel verſetzen.

Es gehört alſo zu den wichtigſten Aufgaben der Cultur, den Menſchen auch ſchon in ſeinem bloß phyſiſchen Leben der Form zu unterwerfen und ihn, ſoweit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, äſthetiſch zu machen, weil nur aus dem äſthetiſchen, nicht aber aus dem phyſiſchen Zuſtande der moraliſche ſich entwickeln kann. Soll der Menſch in jedem einzelnen Fall das Vermögen beſitzen, ſein Urtheil und ſeinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, ſoll er aus jedem beſchränkten Daſeyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zuſtande zur Selbſtſtändigkeit und Freiheit den Aufſchwung nehmen können, ſo muß dafür geſorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum ſey und bloß dem Naturgeſetze diene. Soll er fähig und fertig ſeyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke ſich zu Vernunftzwecken zu erheben, ſo muß er ſich ſchon *innerhalb der erſten* für die letztern geübt und ſchon ſeine phyſiſche Beſtimmung mit einer gewiſſen Freiheit der Geiſter, d. i., nach Geſetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er Dieſes, ohne dadurch im Geringſten ſeinem phyſiſchen Zweck zu widerſprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf Das, *was er wirkt*, *auf den Inhalt* ſeines Handelns; über die Art, *wie er wirkt*, *über die Form* desſelben, iſt durch die Naturzwecke nichts beſtimmt. Die Anforderungen der Vernunft hingegen

sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet, so nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise: so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkür gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen und als Naturkraft (als eine Kraft nämlich, welche nur wirkt, jenachdem sie erleidet), oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von Beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr, so sehr es ihn erniedrigt und schändet, Dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Gesetzmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt. * Mit einem Wort:

* Diese geistreiche und ästhetisch freie Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche Dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit aufdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frei zu seyn; er muß alles Andere um sich her, auch das Lebloseste, in Freiheit setzen. Schönheit aber ist der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen Recht, wenn er bloß die Beziehung meint, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bei Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch

im Gebiete der Wahrheit und Moralität darf die Empfindung nichts zu bestimmen haben; aber im Bezirke der Glückseligkeit darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Gränze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen

hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts Anderes heißen kann, als, das Physische ästhetisch ausführen), heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht, daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es gibt also zwar kein moralisches, aber es gibt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bei dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem Dasjenige auch einen freien formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben Manche ästhetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt und, von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkür und Zufälligkeit in die Moralität selbst hineingetragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objects (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjects (unsere Kenntniße menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft, so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjects überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, sondern, weil es über die Natur seines Objects (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande gibt.

Boden der Freiheit gegen dieſen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen *edler* begehren, damit er nicht nöthig habe, *erhaben* zu *wollen*. Dieſes wird geleiſtet durch äſthetiſche Cultur, welche alles Das, worüber weder Naturgeſetze die menſchliche Willkür binden noch Vernunftgeſetze, Geſetzen der Schönheit unterwirft und in der Form, die ſie dem äußern Leben gibt, ſchon das innere eröffnet.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es laſſen ſich alſo drei verſchiedene Momente oder Stufen der Entwickelung unterſcheiden, die ſowohl der einzelne Menſch als die ganze Gattung nothwendig und in einer beſtimmten Ordnung durchlaufen müſſen, wenn ſie den ganzen Kreis ihrer Beſtimmung erfüllen ſollen. Durch zufällige Urſachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freien Willkür des Menſchen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz überſprungen, und auch die Ordnung, in welcher ſie auf einander folgen, kann weder durch die Natur noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Menſch in ſeinem *phyſiſchen* Zuſtand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt ſich dieſer Macht in dem *äſthetiſchen* Zuſtand, und er beherrſcht ſie in dem *moraliſchen*.

Was iſt der Menſch, ehe die Schönheit die freie Luſt ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben beſänftigt? Ewig einförmig in ſeinen Zwecken, ewig wechſelnd in ſeinen Urtheilen, ſelbſtſüchtig, ohne er ſelbſt zu ſeyn, ungebunden, ohne frei zu ſeyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieſer Epoche iſt ihm die Welt bloß Schickſal, noch nicht

Gegenſtand; Alles hat nur Exiſtenz für ihn, inſofern es ihm Exiſtenz verſchafft; was ihm weder gibt noch nimmt, iſt ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeſchnitten, wie er ſich ſelbſt in der Reihe der Weſen findet, ſteht jede Erſcheinung vor ihm da. Alles, was iſt, iſt ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung iſt ihm eine ganz friſche Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechſelnden Geſtalten in ein Weltall zuſammenbindet und, indem das Individuum flieht, das Geſetz auf dem Schauplatze feſthält. Umſonſt läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an ſeinen Sinnen vorübergehen: er ſieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als ſeine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als ſeinen Feind. Entweder er ſtürzt auf die Gegenſtände und will ſie an ſich reißen in der Begierde, oder die Gegenſtände dringen zerſtörend auf ihn ein, und er ſtößt ſie von ſich in der Verabſcheuung. In beiden Fällen iſt ſein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und, ewig von ihrem Andrang geängſtigt, raſtlos von dem gebieteriſchen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Gränzen als in der erſchöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark iſt ſein . . . . .
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ſeine Stirn' ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ſeinem ſcheuen, düſtern Blick,
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und gränzenlos bringt ſeine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und, der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andere in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen: er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjecten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Cultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit.

Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit gränzenlos zu machen: ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Gegründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das Physische ganz und gar zu verlassen und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber, obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber, indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen und bloß auf sein Individuum sich begränzen, so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff,

anſtatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer abſoluten Verſicherung ſeines zeitlichen Daſeyns zu ſtreben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf ſein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen ſollte, bringt jetzt, auf ſein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegränztes Verlangen, als ein abſolutes Bedürfniß hervor. Die erſten Früchte, die er in dem Geiſterreich erntet, ſind alſo Sorge und Furcht: Beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die ſich in ihrem Gegenſtand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieſes Baumes ſind alle unbedingten Glückſeligkeitsſyſteme, ſie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was ſie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenſtande haben. Eine gränzenloſe Dauer des Daſeyns und Wohlſeyns, bloß um des Daſeyns und Wohlſeyns willen, iſt bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Abſolute ſtrebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne alſo durch eine Vernunftäußerung dieſer Art etwas für ſeine Menſchheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beſchränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug beſitzt, über dem Streben in die Ferne den Beſitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen gränzenloſen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu ſuchen.

Aber, wenn ſich die Vernunft auch in ihrem Object nicht vergreift und in der Frage nicht irrt, ſo wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälſchen. Sobald der Menſch angefangen hat, ſeinen Verſtand zu brauchen und die Erſcheinungen umher nach Urſachen und Zwecken zu

verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müßte: denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und fragt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraction noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen und bleibt innerhalb der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser

Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das unmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht, die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausschreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. „Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schatzung erhebt.

Obgleich dieſe mannigfaltigen Abweichungen des Menſchen von dem Ideale ſeiner Beſtimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derſelbe von der Gedankenloſigkeit zum Irrthum, von der Willenloſigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, ſo gehören doch alle zum Gefolge des phyſiſchen Zuſtandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meiſter ſpielt. Es ſey nun, daß die Vernunft in dem Menſchen noch gar nicht geſprochen habe, und das Phyſiſche noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrſche, oder, daß ſich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moraliſche dem Phyſiſchen noch diene: ſo iſt in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Menſch, wenigſtens ſeiner letzten Tendenz nach, ein ſinnliches Weſen, mit dem einzigen Unterſchied, daß er in dem erſten Fall ein vernunftloſes, in dem zweiten ein vernünftiges Thier iſt. Er ſoll aber keines von beiden, er ſoll Menſch ſeyn; die Natur ſoll ihn nicht ausſchließend, und die Vernunft ſoll ihn nicht bedingt beherrſchen. Beide Geſetzgebungen ſollen vollkommen unabhängig von einander beſtehen und dennoch vollkommen einig ſeyn.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Solange der Menſch, in ſeinem erſten phyſiſchen Zuſtande, die Sinnenwelt bloß leidend in ſich aufnimmt, bloß empfindet, iſt er auch noch völlig Eins mit derſelben, und eben, weil er ſelbſt bloß Welt iſt, ſo iſt für ihn noch keine Welt. Erſt, wenn er in ſeinem äſthetiſchen Stande ſie außer ſich ſtellt oder betrachtet, ſondert ſich ſeine Perſönlichkeit

von ihr ab, und es erſcheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derſelben Eins auszumachen. *

Die Betrachtung (Reflexion) iſt das erſte liberale Verhältniß des Menſchen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenſtand unmittelbar ergreift, ſo rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß ſie ihn vor der Leidenſchaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zuſtand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrſchte, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit ſelbſt, das ewig Wandelnde, ſteht ſtill, indem des Bewußtſeyns zerſtreute Strahlen ſich ſammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflectirt ſich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menſchen, iſt auch außer ihm keine Nacht mehr; ſobald es ſtille wird in ihm, legt ſich auch der Sturm in dem Weltall, und die ſtreitenden Kräfte der Natur finden

* Ich erinnere noch einmal, daß dieſe beiden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen ſind, in der Erfahrung aber ſich mehr oder weniger vermiſchen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Menſch nur in dieſem phyſiſchen Stande ſich befunden, und eine Zeit, wo er ſich ganz von demſelben losgemacht hätte. Sobald der Menſch einen Gegenſtand ſieht, ſo iſt er ſchon nicht mehr in einem bloß phyſiſchen Zuſtand, und ſolang er fortfahren wird, einen Gegenſtand zu ſehen, wird er auch jenem phyſiſchen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur ſehen kann, inſofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vier und zwanzigſten Briefs namhaft machte, ſind alſo zwar, im Ganzen betrachtet, drei verſchiedene Epochen für die Entwickelung der ganzen Menſchheit und für die ganze Entwickelung eines einzelnen Menſchen; aber ſie laſſen ſich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objects unterſcheiden und ſind mit einem Worte die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

Ruhe zwischen bleibenden Gränzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Object vor seinem Blick. Was ihm Object ist, hat keine Gewalt über ihn, denn, um Object zu seyn, muß es die seinige erfahren. Soweit er der Materie Form gibt, und solang er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich: denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur, wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Gränzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Object zu verwandeln weiß. Sowie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber, indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt und zu dem reinen Object übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und, um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Product der Absonderung von Allem, was materiell und zufällig ist, reines Object, in welchem keine Schranke des Subjects zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Beimischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraction einen Rückweg zur Sinnlichkeit; denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber, wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deßwegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen: daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effect der andern zu denken, sondern beide

zugleich und wechſelſeitig als Effect und als Urſache anſehen müſſen. In unſerm Vergnügen an Erkenntniſſen unterſcheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden und bemerken deutlich, daß das Erſte vorüber iſt, wenn das Letztere eintritt. In unſerm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt ſich keine ſolche Succeſſion zwiſchen der Thätigkeit und dem Leiden unterſcheiden, und die Reflexion zerfließt hier ſo vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit iſt alſo zwar Gegenſtand für uns, weil die Reflexion die Bedingung iſt, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber iſt ſie ein Zuſtand unſers Subjects, weil das Gefühl die Bedingung iſt, unter der wir eine Vorſtellung von ihr haben. Sie iſt alſo zwar Form, weil wir ſie betrachten; zugleich aber iſt ſie Leben, weil wir ſie fühlen. Mit einem Wort: ſie iſt zugleich unſer Zuſtand und unſere That.

Und eben, weil ſie dieſes Beides zugleich iſt, ſo dient ſie uns alſo zu einem ſiegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beſchränkung die Unendlichkeit keineswegs ausſchließe — daß mithin durch die nothwendige phyſiſche Abhängigkeit des Menſchen ſeine moraliſche Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweiſt Dieſes, und, ich muß hinzuſetzen, ſie allein kann es uns beweiſen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logiſchen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig Eins iſt, ſondern auf denſelben zufällig folgt, ſo kann uns dieſelbe bloß beweiſen, daß auf eine vernünftige Natur eine ſinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht, daß Beide zuſammen beſtehen, nicht, daß ſie wechſelſeitig auf einander wirken, nicht, daß ſie abſolut und

nothwendig zu vereinigen ſind. Vielmehr müßte ſich gerade u
gekehrt aus dieſer Ausſchließung des Gefühls, ſolange gede
wird, und des Gedankens, ſolange empfunden wird, auf e
Unvereinbarkeit beider Naturen ſchließen laſſen,
denn auch wirklich die Analyſten keinen beſſern Beweis
die Ausführung reiner Vernunft in der Menſchheit an
führen wiſſen, als den, daß ſie geboten iſt. Da nun a
bei dem Genuß der Schönheit oder der äſthetiſchen E
heit eine wirkliche Vereinigung und Auswechſelung
Materie mit der Form und des Leidens mit der Thätig
vor ſich geht, ſo iſt eben dadurch die Vereinbarkeit be
Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlich
mithin die Möglichkeit der erhabenſten Menſchheit bewie

Wir dürfen alſo nicht mehr verlegen ſeyn, einen Ue
gang von der ſinnlichen Abhängigkeit zu der moraliſchen F
heit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gege
iſt, daß die letztere mit der erſtern vollkommen zuſam
beſtehen könne, und daß der Menſch, um ſich als Geiſt
erweiſen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Je
aber ſchon in Gemeinſchaft mit der Sinnlichkeit frei,
das Factum der Schönheit lehrt, und iſt Freiheit etwas
ſolutes und Ueberſinnliches, wie ihr Begriff nothwendig
ſich bringt, ſo kann nicht mehr die Frage ſeyn, wie er
gelange, ſich von den Schranken zum Abſoluten zu erhe
ſich in ſeinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entge
zuſetzen, da Dieſes ſchon in der Schönheit geſchehen iſt.
kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage ſeyn, wi
von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem
mögen nach ſchon in der erſten liegt, ſondern, wie er
einer gemeinen Wirklichkeit zu einer äſthetiſchen, wie er
bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg ſich da

Sechs und zwanzigster Brief.

Da die äſthetiſche Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erſt die Entſtehung gibt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß ſie nicht aus derſelben entſpringen und folglich keinen moraliſchen Urſprung haben könne. Ein Geſchenk der Natur muß ſie ſeyn; die Gunſt der Zufälle allein kann die Feſſeln des phyſiſchen Standes löſen und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird ſich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menſchen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verſchwenderiſche ihn von jeder eigenen Anſtrengung losſpricht — wo die ſtumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Menſch ſich troglodytiſch in Höhlen birgt, ewig einzeln iſt und die Menſchheit nie außer ſich findet, auch nicht da, wo er nomadiſch in großen Heermaſſen zieht, ewig nur Zahl iſt und die Menſchheit nie in ſich findet — da allein, wo er in eigener Hütte ſtill mit ſich ſelbſt und, ſobald er heraustritt, mit dem ganzen Geſchlechte ſpricht, wird ſich ihre liebliche Knoſpe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leiſen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energiſche Wärme beſeelt — wo das Reich der blinden Maſſe ſchon in der lebloſen Schöpfung geſtürzt iſt, und die ſiegende Form auch die niedrigſten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältniſſen und in der geſegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuſſe und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben ſelbſt die heilige Ordnung quillt, und aus dem Geſetz der Ordnung ſich nur Leben entwickelt — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und dennoch

von der Einfalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bei dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bei allen Völkerstämmen, welche der Sklaverei des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Putz und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität mit einander, daß beide nur das Reelle suchen und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objects in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Cultur. Fürs Erste zeugt es von einer äußern Freiheit: denn, solange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst, wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem *äußern Stoffe* sich durch sich selbst in Bewegung setzt und

Energie genug beſitzt, die andringende Materie von ſich zu halten. Die Realität der Dinge iſt ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge iſt des Menſchen Werk, und ein Gemüth, das ſich am Scheine weidet, ergötzt ſich ſchon nicht mehr an Dem, was es empfängt, ſondern an Dem, was es thut.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur von dem äſthetiſchen Schein die Rede iſt, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterſcheidet, nicht von dem logiſchen, den man mit derſelben verwechſelt — den man folglich liebt, weil er Schein iſt, und nicht, weil man ihn für etwas Beſſeres hält. Nur der erſte iſt Spiel, da der letzte bloß Betrug iſt. Den Schein der erſtern Art für etwas gelten laſſen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derſelben unterzuſchieben, was doch die einzige Art iſt, wie der Wahrheit geſchadet werden kann; ihn verachten, heißt alle ſchöne Kunſt überhaupt verachten, deren Weſen der Schein iſt. Indeſſen begegnet es dem Verſtande zuweilen, ſeinen Eifer für Realität bis zu einer ſolchen Unduldſamkeit zu treiben und über die ganze Kunſt des ſchönen Scheins, weil ſie bloß Schein iſt, ein wegwerfendes Urtheil zu ſprechen; Dies begegnet aber dem Verſtande nur alsdann, wenn er ſich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Gränzen des ſchönen Scheins werde ich noch einmal insbeſondere zu reden Veranlaſſung nehmen.

Die Natur ſelbſt iſt es, die den Menſchen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem ſie ihn mit zwei Sinnen ausrüſtete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr iſt die andringende Materie ſchon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Object entfernt ſich von uns, das wir

in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wi durch das Auge *sehen*, ist von Dem verschieden, was wi *empfinden*: denn der Verstand springt über das Licht hin aus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts i eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auge und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solang der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit de Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in diese Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. So bald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und das Sehe für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auc schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, sowie der Spieltrieb sich regt, der am Schein Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungs trieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges be handelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körpe zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm ab zusondern: denn Das hat er schon gethan, indem er si unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst i also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; de Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von de ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spä sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, Das wird blo von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensc fähig ist, sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur, als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen, als vorstellendem Subjecte, sich herschreibt, si bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn

er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eigenen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammendenken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche sein Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und, je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Gränzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solang er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solang er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Gränzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn Beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als, indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder, indem er sein Dichterrecht aufgibt, die

Gefahr in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur, soweit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt), und nur, soweit er selbstständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn, soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne bloß gemalte gefallen; aber, insoweit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl: diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der schönen Cultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als, das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als

ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Unmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen" — Beides ist gern verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: „Inwieweit darf Schein in der moralischen Welt seyn?" ist also die Antwort so kurz als bündig diese: Insoweit es ästhetischer Schein ist, d. h., Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung

welche [illegible] strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben,
sam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den fal
sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und soga
Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schö
machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den
ständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrüge
Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die
lichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch
den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt un
Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der
gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der
beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur
daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit re
Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das
Verdienst verdunkelt; aber es verdrießt sie nicht weniger,
man auch Schein vom Verdienste fordert und dem
Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermisse
Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten;
sie möchten auch das Eckige und Derbe der ersten
das Schwerfällige der alten Formen und den ehema
gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie ben
durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst
Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche
mehr das Materielle nur insofern schätzen soll, als es
zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreite
Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Gesc
des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur
vor einer bessern Instanz besteht. Nicht, daß wir
Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun
noch lange nicht genug), sondern, daß wir es noch nich
zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das

noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Gränzen auf ewig gesichert haben, Dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Sieben und zwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, solange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte Dies nur durch eine Cultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben, erfordert mehr Abstractionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der

Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit Dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt, und was das Bedürfniß fordert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfniß hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfniß hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselben voraus genießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber, ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten: er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht,

und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöhet, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand: mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zweckloſem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insect in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfniß. Das Thier *arbeitet*, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es *spielt*, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, Das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des

Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen: er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm, nicht, weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch Das, was sein ist, endlich durch Das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, widerscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Caledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Object seines Strebens. Er schmückt sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von Außen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräthe, seiner Bekleidung, allmählich die Form

nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen und anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen, harmonischen Gebärdensprache; die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an, dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edelm Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß, zu gefallen, unterwirft den Mächtigen des Geschmackes zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so

löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Herd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von Allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezahmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen,

indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der äſthetiſche Staat allein kann ſie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn ſchon das Bedürfniß den Menſchen in die Geſellſchaft nöthigt, und die Vernunft geſellige Grundſätze in ihm pflanzt, ſo kann die Schönheit allein ihm einen geſelligen Charakter ertheilen. Der Geſchmack allein bringt Harmonie in die Geſellſchaft, weil er Harmonie in dem Individuum ſtiftet. Alle andern Formen der Vorſtellung trennen den Menſchen, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf den ſinnlichen oder auf den geiſtigen Theil ſeines Weſens gründen; nur die ſchöne Vorſtellung macht ein Ganzes aus ihm, weil ſeine beiden Naturen dazu zuſammenſtimmen müſſen. Alle andern Formen der Mittheilung trennen die Geſellſchaft, weil ſie ſich ausſchließend entweder auf die Privatempfänglichkeit oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, alſo auf das Unterſcheidende zwiſchen Menſchen und Menſchen, beziehen; nur die ſchöne Mittheilung vereinigt die Geſellſchaft, weil ſie ſich auf das Gemeinſame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nehme: wir können alſo unſere ſinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unſer Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums ſorgfältig aus unſerm Urtheil entfernen: wir können alſo unſere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht ſo, wie aus dem unſrigen, ausſchließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h., als Repräſentanten der Gattung. Das Sinnliche

Gute kann nur einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind: denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verleugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, solang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, soweit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Gränzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinsinns heraus und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß *sich binden* lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige

Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Beflügelt durch ihn, entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Lebloſen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles, auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Bestimmung fragen. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und, wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am Früheſten und am Vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deßwegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.

Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins? und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Ueber

die nothwendigen Gränzen

beim

Gebrauch schöner Formen.*

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Gränzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Gränzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wieweit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks, überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen

* Anmerkung des Herausgebers. In den Horen vom Jahr 1795 erschien dieser Aufsatz zuerst.

der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Gränzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu Beidem gehört eine Fertigkeit, von Dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir *erkennen*, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen *Gegenstand*, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir *empfinden*, so verhalten wir uns *leidend*, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern *Zustand* gerichtet, insofern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniß desselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von

demſelben erfahren wir eine Veränderung unſeres Zuſtandes, davon die Empfindung der Ausdruck iſt. Unſer Wiſſen wird alſo durch Urtheile des Geſchmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, ſelbſt nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo alſo Erkenntniß der Zweck iſt, da kann uns der Geſchmack, wenigſtens direct und unmittelbar, keine Dienſte leiſten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade ſo lange ausgeſetzt, als uns die Schönheit beſchäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geſchmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer ſeyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verſtandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben ſo wenig beitragen, als das geſchmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäſte oder die äußere Eleganz eines Menſchen zur Beurtheilung ſeines innern Werths. Aber eben ſo, wie dort durch die ſchöne Anordnung der Tafel die Eßluſt gereizt, und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerkſamkeit auf den Menſchen überhaupt geweckt und geſchärft wird, ſo werden wir durch eine reizende Darſtellung der Wahrheit in eine günſtige Stimmung geſetzt, ihr unſre Seele zu öffnen, und die Hinderniſſe in unſerm Gemüth werden hinweggeräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. Es iſt niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verſtand, dem der Geſchmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß ſich dem Verſtand unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen, indem die ſchöne Form zu der Einbildungskraft ſpricht und ihr mit einem Scheine von Freiheit ſchmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen und kann völlig zweckwidrig seyn, jenachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es gibt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern geradezu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts Anderes heißen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schließen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stetigkeit in der Darstellung muß der Stetigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h., nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begränzen, den Begriff zum

Individuum zu machen, dem Abſtracten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zuſammenſetzungen Freiheit und erkennt dabei kein anderes Geſetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung: denn dieſe iſt der einzige Zuſammenhang, der zwiſchen unſern Vorſtellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff iſt, was ſie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beſchäftigt ſich der Verſtand nur mit Theilvorſtellungen oder Begriffen, und ſein Beſtreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anſchauung Merkmale zu unterſcheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältniſſen verknüpft, die ſich nur durch Abſonderung entdecken laſſen, ſo kann der Verſtand nur in ſo fern, als er vorher trennte, d. h. nur durch Theilvorſtellungen, verbinden. Der Verſtand beobachtet in ſeinen Combinationen ſtrenge Nothwendigkeit und Geſetzmäßigkeit, und es iſt bloß der ſtetige Zuſammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieſer Zuſammenhang wird aber jedesmal geſtört, ſo oft die Einbildungskraft ganze Vorſtellungen (einzelne Fälle) in dieſe Kette von Abſtractionen einſchaltet und in die ſtrenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung miſcht.* Es iſt daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um ſtrenge Conſequenz im Denken zu thun iſt, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verleugne und ihr

* Ein Schriftſteller, dem es um wiſſenſchaftliche Strenge zu thun iſt, wird ſich deßwegen der Beiſpiele ſehr ungern und ſehr ſparſam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem beſondern Fall Einſchränkungen; und da in jedem beſondern Fall ſich Umſtände finden, die in Rückſicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargeſtellt werden ſoll, zufällig ſind, ſo iſt immer zu fürchten, daß dieſe zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden und ihm von ſeiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

Beſtreben nach möglichſter Sinnlichkeit in den Vorſtellungen und möglichſter Freiheit in Verknüpfung derſelben dem Bedürfniß des Verſtandes unterordnen und aufopfern lerne. Deßwegen muß ſchon der Vortrag darnach eingerichtet ſeyn, durch Ausſchließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Beſtreben der Einbildungskraft niederzuſchlagen und ſowohl durch Beſtimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Geſetzmäßigkeit im Fortſchritt ihrer Willkür in Combinationen Schranken zu ſetzen. Freilich wird ſie ſich nicht ohne Widerſtand dieſem Joch unterwerfen; aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbſtverleugnung und auf einen ernſtlichen Entſchluß des Zuhörers oder Leſers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich ſind.

Wo ſich aber ein ſolcher Entſchluß *nicht* vorausſetzen läßt, und wo man ſich keine Hoffnung machen kann, daß das Intereſſe an dem Inhalte ſtark genug ſeyn werde, um zu dieſer Anſtrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müſſen, dafür aber in Anſehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in dieſem Falle die Form der Wiſſenſchaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, ſich ſchon durch ſich ſelbſt empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, ſo muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt ſich mit dieſer Freiheit. Da der Volksredner oder Volksſchriftſteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befaſſe, der nicht ausſchließend an den

Gelehrten ſich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum ſpricht und ſeine Leſer nicht wie der andere auswählt, ſondern ſie nehmen muß, wie er ſie findet, ſo kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerkſamkeit, aber noch keine beſondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntſchaft mit beſtimmten Begriffen, noch kein Intereſſe an beſtimmten Gegenſtänden bei denſelben vorausſetzen. Er kann es alſo auch nicht darauf ankommen laſſen, ob die Einbildungskraft Derer, die er unterrichten will, mit ſeinen Abſtractionen den gehörigen Sinn verknüpfen und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wiſſenſchaftliche Vortrag ſich einſchränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um ſicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anſchauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche ſich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verſtand ſeiner Leſer, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird alſo bei dem populären Vortrag ſchon weit mehr ins Spiel gemiſcht, aber doch immer nur reproductiv (empfangene Vorſtellungen erneuernd), nicht aber productiv (ihre ſelbſtbildende Kraft beweiſend). Jene einzelnen Fälle oder Anſchauungen ſind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet und für den Gebrauch, der davon gemacht werden ſoll, viel zu beſtimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergeſſen könnte, daß ſie bloß im Dienſt des Verſtandes handelt. Der Vortrag hält ſich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert ſich noch nicht in derſelben. Die Darſtellung iſt alſo noch immer bloß didaktiſch: denn, um ſchön zu ſeyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmſten Eigenſchaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Frei wird die Darſtellung, wenn der Verſtand den Zuſammenhang der Ideen zwar beſtimmt, aber mit ſo verſteckter Geſetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen ſcheint. Sinnlich wird die Darſtellung, wenn ſie das Allgemeine in das Beſondere verſteckt und der Phantaſie das lebendige Bild (die ganze Vorſtellung) hingibt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorſtellung) zu thun iſt. Die ſinnliche Darſtellung iſt alſo, von der einen Seite betrachtet, reich, weil ſie da, wo nur eine Beſtimmung verlangt wird, ein vollſtändiges Bild, ein Ganzes von Beſtimmungen, ein Individuum gibt; ſie iſt aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeſchränkt und arm, weil ſie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verſtehen iſt. Sie verkürzt alſo den Verſtand gerade um ſo viel, als ſie der Imagination im Ueberfluß darbietet: denn je vollſtändiger an Inhalt eine Vorſtellung iſt, deſto kleiner iſt ihr Umfang.

Das Intereſſe der Einbildungskraft iſt, ihre Gegenſtände nach Willkür zu wechſeln; das Intereſſe des Verſtandes iſt, die ſeinigen mit ſtrenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So ſehr dieſe beiden Intereſſen mit einander zu ſtreiten ſcheinen, ſo gibt es doch zwiſchen beiden einen Punkt der Vereinigung, und, dieſen auszufinden, iſt das eigentliche Verdienſt der ſchönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert: denn, ſo abſtract wir auch denken mögen, ſo iſt es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unſerm Denken zum Grund liegt. Nur

will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge, binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen, verrathen ſie die ganze Unordnung einer ſpielenden und bloß ſich ſelbſt gehorchenden Einbildungskraft, ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freiheit, und das Bedürfniß der Phantaſie iſt befriedigt. Eine ſolche Darſtellung, könnte man ſagen, iſt ein *organiſches* Product, wo nicht bloß das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wiſſenſchaftliche Darſtellung iſt ein *mechaniſches* Werk, wo die Theile leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, *Bedeutung*, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theile der Rede, der genaueſte Zuſammenhang Statt, während daß ſich die ihnen correſpondirenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen, ſo iſt das Problem gelöst, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird.

Unterſucht man die Zauberkraft der ſchönen Dictio ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolche

glücklichen Verhältniß zwiſchen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das Meiſte bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer, um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräſentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darſtellen, nehmen wir der Phantaſie die Feſſeln ab, die der Verſtand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, ſich ſchöpferiſch zu beweiſen. Immer nach Vollſtändigkeit der Beſtimmungen ſtrebend, erhält und gebraucht ſie jetzt das Recht, das ihr hingegebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugeſtalten, ihm in allen ſeinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergeſſen und ſich als eine willkürliche Selbſtherrſcherin betragen, weil durch den ſtrengen innern Zuſammenhang hinlänglich dafür geſorgt iſt, daß ſie dem Zügel des Verſtandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt dieſe Freiheit noch weiter, indem er Bilder zuſammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verſchieden ſind, aber ſich gemeinſchaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil ſich nun die Phantaſie an den Inhalt, der Verſtand hingegen an jenen höhern Begriff hält, ſo macht die erſtere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommene Stetigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln ſich nach dem Geſetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Geſetz der Freiheit gehen ſie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derſelbe, nur wechſelt das Medium, das ihn darſtellt. So erſchafft ſich der beredte Schriftſteller aus der Anarchie ſelbſt die herrlichſte Ordnung und errichtet auf einem immer

wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diction eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach gleich getreu überliefern, und uns also alle drei zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bei einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte: denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht: denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren, was ist, aber niemals, was seyn muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung: denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgeht, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drei verschiedenen Formen der Diction ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo es nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen.

Wann aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, Das entscheidet der größere oder geringere Grad des Interesse, den man vorauszusetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, jenachdem er philosophischer oder populärer ist) in den Besitz einer Erkenntniß; der schöne Ausdruck leiht uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste gibt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit sammt der Wurzel, aber freilich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüthen und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und, wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, Demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, Dem, welchen gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüstet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergibt sich von selbst, und ich bemerke bloß, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke und für einen künftigen Gebrauch: daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch und hat ein gegenwärtiges Bedürfniß seines Publikums zu befriedigen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er ausstreut, so schnell

er immer kann, praktisch zu machen, und Dies erre
am Sichersten, wenn er sie dem Sinn übergibt und
die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der sein Publik
bloß auf Bedingungen übernimmt und berechtigt ist,
Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrh
erfordert wird, schon bei demselben vorauszusetzen, richtet
bloß nach dem Object seines Vortrags, da im Gegenth
der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung e
gehen darf und die Neigung erst zu seinem Vortheil
winnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richt
hat; an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon
war und wiederkommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefe
die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes a
machen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt,
vorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß s
Geschäft bei jedem Vortrag vollenden; jede seiner Auffü
rungen muß ein Ganzes für sich seyn und ihren vollständig
Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlic
dogmatischer Vortrag in der Conversation und auf der Kan
kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortr
auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne W
Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche mach
und der Gelehrte Werke ignorirt, die eine Schule der We
leute sind und von allen Liebhabern des Schönen mit A
gierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, f
den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja, an inne
Gehalt können beide vollkommen gleich seyn, aber es hie
etwas Unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das d
Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leicht
Spiele dienen sollte.

Aus dieſem Grunde halte ich es für ſchädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wiſſenſchaftliche Materien in ſchöne Form eingekleidet ſind. Ich rede hier ganz und gar nicht von ſolchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden iſt, ſondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die ſchärfſte Sachprobe aushalten, aber dieſe Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es iſt wahr, man erreicht mit ſolchen Schriften den Zweck, geleſen zu werden, aber immer auf Unkoſten des wichtigern Zweckes, warum man geleſen werden will. Der Verſtand wird bei dieſer Lectüre immer nur in ſeiner Zuſammenſtimmung mit der Einbildungskraft geübt und lernt alſo nie die Form von dem Stoffe ſcheiden und als ein reines Vermögen handeln. Und doch iſt ſchon die bloße Uebung des Verſtandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken ſelbſt liegt in den meiſten Fällen mehr als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geſchäft gut beſorgt werde, ſo mag man ſich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geiſt ſchon durch die Form der Behandlung in Spannung geſetzt und mit einer gewiſſen Gewalt von der Paſſivität zur Thätigkeit fortgeſtoßen werden. Der Lehrer ſoll ſeinem Schüler die ſtrenge Geſetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, ſondern ihn vielmehr darauf aufmerkſam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende ſoll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beſchwerliches Mittel ſich gefallen laſſen. Frühe ſchon ſoll er nach der edleren Luſt ſtreben, welche der Preis der Anſtrengung iſt. Bei dem wiſſenſchaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewieſen, bei dem ſchönen werden ſie ins Intereſſe gezogen. Was wird die Folge davon ſeyn? Man verſchlingt eine ſolche

Schrift, eine ſolche Unterhaltung mit Antheil; aber, wird man um die Reſultate befragt, ſo iſt man kaum im Stande, davon Rechenſchaft zu geben. Und ſehr natürlich: denn die Begriffe bringen zu ganzen Maſſen in die Seele, und der Verſtand erkennt nur, wo er unterſcheidet; das Gemüth verhielt ſich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geiſt beſitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art, das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet ſich auf die ſtrengſte Beſtimmtheit, auf die genaueſte Abſonderung, auf die höchſte innere Nothwendigkeit; nur muß dieſe Beſtimmtheit ſich eher finden laſſen als gewaltſam hervordrängen. Die höchſte Geſetzmäßigkeit muß da ſeyn, aber ſie muß als Natur erſcheinen. Ein ſolches Product wird dem Verſtand vollkommen Genüge thun, ſobald es ſtudirt wird, aber eben, weil es wahrhaft ſchön iſt, ſo bringt es ſeine Geſetzmäßigkeit nicht auf, ſo wendet es ſich nicht an den Verſtand insbeſondere, ſondern ſpricht als reine Einheit zu dem harmonirenden Ganzen des Menſchen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig beſtimmt; gerade Dasjenige, worin der Triumph der Darſtellung beſteht, die vollkommene Auflöſung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterſcheiden verſteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar ſoll bei philoſophiſchen Darſtellungen der Verſtand, als Unterſcheidungsvermögen, befriedigt werden, es ſollen einzelne Reſultate für ihn durchaus hervorgehen: Dies iſt der Zweck, der auf keine Weiſe hintangeſetzt werden darf. Wenn aber der Schriftſteller durch die ſtrengſte innere Beſtimmtheit dafür geſorgt hat, daß der Verſtand dieſe Reſultate nothwendig finden muß, ſobald er

ſich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch ſeine Natur (die immer als harmoniſche Einheit wirkt und, wo ſie durch das Geſchäft der Abſtraction dieſe Einheit verloren, ſolche ſchnell wieder herſtellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufforderung der ſinnlichen und geiſtigen Kräfte immer den ganzen Menſchen in Anſpruch nimmt, ſo hat er wahrhaftig nicht um ſo viel ſchlechter geſchrieben, als er dem Höchſten näher gekommen iſt. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche ſelbſt nur die Pfeiler ſuchen würde, welche dieſes künſtliche Firmament unterſtützen, dieſer wird es ihm wenig Dank wiſſen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte: denn ein ſolcher muß ihn freilich erſt *überſetzen*, wenn er ihn verſtehen will, ſo wie der bloße nackte Verſtand, entblößt von allem Darſtellungsvermögen, das Schöne und Harmoniſche in der Natur wie in der Kunſt erſt in ſeine Sprache umſetzen und auseinander legen, kurz, ſo wie der Schüler, um zu leſen, erſt buchſtabiren muß. Aber von der Beſchränktheit und Bedürftigkeit ſeiner Leſer empfängt der darſtellende Schriftſteller niemals das Geſetz. Dem Ideal, das er in ſich ſelbſt trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, und, wer zurückbleibt. Es werden Viele zurückbleiben: denn, ſo ſelten es ſchon iſt, auch nur denkende Leſer zu finden, ſo iſt es doch noch unendlich ſeltener, ſolche anzutreffen, welche darſtellend denken können. Ein ſolcher Schriftſteller wird es alſo der Natur der Sache nach ſowohl mit Denjenigen verderben, welche nur anſchauen und nur empfinden — denn er legt ihnen die ſaure Arbeit des Denkens auf, als mit Denjenigen, welche nur denken — denn er fordert von ihnen, was für ſie ſchlechthin unmöglich

ist, lebendig zu bilden. Weil aber Beide nur sehr u
kommene Repräsentanten gemeiner und echter Mens
sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte
dert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr besta
ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte.
abstracte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und de
schauende Leser seine Schreibart lebendig: Beide billigen
was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vern
übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem G
ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden
dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen
im eigentlichsten Sinne des Worts, zu *lehren*. Da
er glücklicher Weise auch nicht nöthig, weil es für den L
richt der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der L
in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürft
richten; er geht von der Voraussetzung des Unverm
aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer
eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert.
schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein,
todte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger E
das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Men
seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zug

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nacht
befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Ford
gen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch k
wegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bei
Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll
ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er si
dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Weg
lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das E

nur beobachtet worden ist, kann das Zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grade mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in schulgerechter Form überliefert, Der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, Der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen hat und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts, als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrirte, und wie kraftlos öfters die demonstrirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch Diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Erkenntniß eben Das, was sie im Moralischen in

Rückſicht auf die Handlungsweiſe leiſtet: ſie vereinigt die Menſchen in den Reſultaten und in der Materie, die ſich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geſchlecht kann und darf, ſeiner Natur und ſeiner ſchönen Beſtimmung nach, mit dem männlichen nie die Wiſſenſchaft, aber durch das Medium der Darſtellung kann es mit demſelben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es ſich noch wohl gefallen, daß ſein Geſchmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verſtand entſchädigt. Gewöhnlich iſt es ihm nur deſto lieber, je härter die Beſtimmtheit hervortritt, und je reiner ſich das innere Weſen von der Erſcheinung abſondert. Aber das Weib vergibt dem reichſten Inhalt die vernachläſſigte Form nicht, und der ganze innere Bau ſeines Weſens gibt ihm ein Recht zu dieſer ſtrengen Forderung. Dieſes Geſchlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrſchte, ſchon allein deßwegen das ſchöne Geſchlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrſcht wird, zieht Alles, was ihm vorkommt, vor den Richterſtuhl der Empfindung, und, was nicht zu dieſer ſpricht oder ſie gar beleidigt, iſt für daſſelbe verloren. Freilich kann ihm in dieſem Canal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit ſelbſt überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich iſt. Aber glücklicher Weiſe braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um ſeine höchſte Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erſchienenen Ausnahmen können den Wunſch nicht erregen, daß ſie zur Regel werden möchten.

Das Geſchäft alſo, welches die Natur dem andern Geſchlecht nicht bloß nachließ, ſondern verbot, muß der Mann doppelt auf ſich nehmen, wenn er anders dem Weibe in dieſem

wichtigen Punkt des Daſeyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird alſo ſo viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abſtraction, wo er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüberzuziehen ſuchen, wo das Weib zugleich Muſter und Richterin iſt. Er wird, da er in dem weiblichen Geiſte keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, ſo viele Blüthen und Früchte, als immer möglich iſt, auf ſeinem eigenen Felde zu erzielen ſuchen, um den ſchnell verwelkenden Vorrath auf dem andern deſto öfter erneuern und da, wo keine natürliche Ernte reift, eine künſtliche unterhalten zu können. Der Geſchmack verbeſſert — oder verbirgt — den natürlichen Geiſtesunterſchied beider Geſchlechter, er nährt und ſchmückt den weiblichen Geiſt mit den Producten des männlichen und läßt das reizende Geſchlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geſchmack iſt alſo unter den Einſchränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ſich nicht an dem Inhalt vergreife. Er ſoll nie vergeſſen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht ſeine eigenen Geſchäfte führt. Sein ganzer Antheil ſoll darauf eingeſchränkt ſeyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günſtige Stimmung zu verſetzen; aber in allem Dem, was die Sache betrifft, ſoll er ſich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das Letztere thut — wenn er ſein Geſetz, welches kein anderes iſt, als der Einbildungskraft gefällig zu ſeyn und in der Betrachtung zu vergnügen, zum oberſten erhebt — wenn er dieſes Geſetz nicht bloß auf die Behandlung, ſondern auch auf die Sache anwendet und nach

Maßgabe desſelben die Materialien nicht bloß ordnet, ſondern wählt, ſo überſchreitet er nicht nur, ſondern veruntreut ſeinen Auftrag und verfälſcht das Object, das er uns treu überliefern ſollte. Nach Dem, was die Dinge *ſind*, wird jetzt nicht mehr gefragt, ſondern, wie ſie ſich am Beſten den Sinnen empfehlen. Die ſtrenge Conſequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden ſollen, wird als eine läſtige Feſſel weggeworfen; die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Weſen dem äußern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt ſich nach der Form richten muß, da iſt gar kein Inhalt; die Darſtellung iſt leer, und, anſtatt ſein Wiſſen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftſteller, welche mehr Witz als Verſtand und mehr Geſchmack als Wiſſenſchaft beſitzen, machen ſich dieſer Betrügerei nur allzu oft ſchuldig, und Leſer, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt ſind, zeigen ſich nur zu bereitwillig, ſie zu verzeihen. Ueberhaupt iſt es bedenklich, dem Geſchmack ſeine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verſtand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn, da der Geſchmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache ſieht, ſo verliert ſich da, wo er der alleinige Richter iſt, aller Sachunterſchied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und ſetzt endlich allen Werth in die Form und in die Erſcheinung.

Daher der Geiſt der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man ſehr oft bei ſolchen Ständen und in ſolchen Cirkeln herrſchen ſieht, die ſich ſonſt nicht mit Unrecht der höchſten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menſchen in dieſe Cirkel der *Grazien* einzuführen, ehe die *Muſen* ihn als

mündig entlaſſen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben Das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung gibt, den unreifen zum Gecken macht.* Stoff ohne Form iſt freilich nur ein halber Beſitz: denn die herrlichſten Kenntniſſe liegen in einem Kopf, der ihnen keine Geſtalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen iſt gar nur der Schatten eines Beſitzes, und alle Kunſtfertigkeit im Ausdruck kann Demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn alſo die ſchöne Cultur nicht auf dieſen Abweg führen ſoll, ſo muß der Geſchmack nur die äußere Geſtalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Weſen beſtimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchſten Richter gemacht, und die Dinge bloß auf die Empfindung bezogen, ſo tritt der Menſch niemals aus der Dienſtbarkeit der Materie,

* Herr Garve hat in ſeiner einſichtsvollen Vergleichung bürgerlicher und adeliger Sitten im 1. Theil ſeiner Verſuche ꝛc. (einer Schrift, von der ich vorausſetzen darf, daß ſie in Jedermanns Händen ſeyn werde) unter den Prärogativen des adeligen Jünglings auch die frühzeitige Competenz deſſelben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der bürgerliche ſchon durch ſeine Geburt ausgeſchloſſen iſt. Ob aber dieſes Vorrecht, welches in Abſicht auf die äußere und äſthetiſche Bildung unſtreitig als ein Vortheil zu betrachten iſt, auch in Abſicht auf die innere Bildung des adeligen Jünglings und alſo auf das Ganze ſeiner Erziehung noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve ſeine Meinung nicht geſagt, und ich zweifle, ob er eine ſolche Behauptung würde rechtfertigen können. So viel auch auf dieſem Wege an Form zu gewinnen iſt, ſo viel muß dadurch an Materie verſäumt werden, und, wenn man überlegt, wie viel leichter ſich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, ſo dürfte der Bürger den Edelmann um dieſes Prärogativ nicht ſehr beneiden. Wenn es freilich auch fernerhin bei der Einrichtung bleiben ſoll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige repräſentirt, ſo kann man kein paſſenderes Mittel dazu wählen, als gerade dieſen Unterſchied in der Erziehung; aber ich zweifle, ob der Adelige ſich eine ſolche Theilung immer gefallen laſſen wird.

ſo wird es niemals Licht in ſeinem Geiſte, kurz, ſo verliert er ebenſo viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verſtattet.

Das Schöne thut ſeine Wirkung ſchon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer alſo bloß ſeinen Schönheitsſinn übte, Der begnügt ſich auch da, wo ſchlechterdings Studium nöthig iſt, mit der ſuperficiellen Betrachtung und will auch da bloß verſtändig ſpielen, wo Anſtrengung und Ernſt erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leiſten will, muß tief eindringen, ſcharf unterſcheiden, vielſeitig verbinden und ſtandhaft beharren. Selbſt der Künſtler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anſtrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns ſpielend ergötzen.

Dieſes ſcheint mir auch der untrügliche Probirſtein zu ſeyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunſtgenie unterſcheiden kann. Der verführeriſche Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anſchein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuſcht, haben ſchon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen und auszugießen in Geſtalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In ſeinem Kopf arbeiten dunkle Ideen wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeiſtert ſey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbeſtimmte für das Unendliche, das Sinnloſe für das Ueberſinnliche — und wie gefällt er ſich nicht in ſeiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieſes Zeugniß der warmen Selbſtliebe nicht beſtätigen. Mit ungefälliger

Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun echte Genieskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Fantasie der Disciplin des Geschmacks und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und, Sandkorn für Sandkorn, trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern. Das echte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es, bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für

das Einzelne behält und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit größerer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben: denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unseres Wissens verhindert, oder, ob er den Charakter verderbt und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühle ausschließend anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Contract angesehen, der den einen Theil nur solange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

Solange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe bloß auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoism von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft bloß als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch beherrscht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine

Triebe, weist er denselben würdigere Objecte in der moralischen Welt an, mäßigt er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt furchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemaßte Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Wilden ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instincts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft und versteht sich dazu, die Objecte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in demselben Objecte zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der ihrigen zu halten und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

Solange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Object des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Object hingezogen sieht, das die Vernunft als moralische Richterin zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse Achtung zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigeordnet seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Wagschalen stehen also, wie sie vorgibt, dem Recht nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte

Affect der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnu
die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu w
Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und wa
göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen
zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede
nützige Neigung verzehrt, und reiner können Grun
selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, a
Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch
ten, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ih
mächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die
Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgef
haben. Wer sollte wohl einem Affect mißtrauen, de
Vortreffliche in der menschlichen Natur so kräftig in
kömmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egois
siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer,
man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. De
soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglückli
daß er um unsertwillen unglücklich ist, daß es von un
hängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bede
keiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden
um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt Diese
uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz
gegebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst verge
Affect? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen
dem unmoralischen Mittel Gebrauch zu machen, wodur
geholfen werden kann — aber heißt Das lieben, wen
bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst
Wir sind doch also mehr für uns besorgt als für den
stand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich
als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst

wollen?" So sophistisch weiß dieser Affect die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegen steht, als eine Anregung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erfechten glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman, Liaisons dangereuses, findet man ein treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsidentin von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjects weit mehr anheimstellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit um sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie Viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt, die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelicatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grunde richten und, um

ihren Verstand auszuschmücken, ihren Charakter erniedrigen. Wie Viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem Letztern ist der Abstand zwischen Dem, was der Sinn verlangt, und Dem, was die Pflicht gebietet, so abstechend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Ansehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft sogar in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Zögling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und, um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in

ſeiner eigenen Achtung zu ſinken. Wie bewerkſtelligt er nun dieſes? Er ſtürzt die höhere Autorität vorher um, die ſeiner Neigung entgegenſteht, und, ehe er das Geſetz übertritt, zieht er die Befugniß des Geſetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verſtand ſo verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anſpruch machen kann, hat ſie bloß ihrer Uebereinſtimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun iſt ſie ſo verblendet als dreiſt, auch bei ihrem Widerſtreit mit der Vernunft ſich dieſer Würde anzumaßen, ja, ſich derſelben ſogar gegen das Anſehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausſchlagen, wenn zwiſchen den ſinnlichen und den ſittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig ſeyn können, eine zu innige Gemeinſchaft herrſcht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieſer Gemeinſchaft nichts, da ſie nichts beſitzt, was ſie nicht hingeben müßte, ſobald die Pflicht ſpricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als ſittliche Geſetzgeberin, wird deſto mehr gewagt, wenn ſie ſich von der Neigung ſchenken läßt, was ſie ihr abfordern könnte: denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann ſich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geſchenk läßt ſich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leiſtung beſchwerlich fallen ſollte. Ungleich ſicherer iſt es alſo für die Moralität des Charakters, wenn die Repräſentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigſtens momentweiſe aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet und dem Willen ſeinen wahren Beherrſcher zeigt.

Man ſagt daher ganz richtig, daß die echte Moralität ſich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und

eine anhaltende Glückſeligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückſelig nenne ich Den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Menſch ſieht alſo die Pflicht nie von Angeſicht, weil ſeine geſetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer anticipiren, und keine Verſuchung zum Bruch des Geſetzes das Geſetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsſinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde ſeiner Beſtimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter iſt, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majeſtät des Geſetzes unmittelbar zu verkehren, und, da ſeiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Menſch zu beweiſen.

Ueber

naive und ſentimentaliſche Dichtung.*

Es gibt Augenblicke in unſerm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landſchaften, ſo wie der menſchlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht, weil ſie unſern Sinnen wohlthut, auch nicht, weil ſie unſern Verſtand oder Geſchmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil Statt finden), ſondern bloß, weil ſie Natur iſt, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Menſch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieſes, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder ſich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt, kurz wenn er in künſtlichen Verhältniſſen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überraſcht wird. Dieſes nicht ſelten zum Bedürfniß erhöhte Intereſſe iſt es, was vielen unſerer Liebhabereien für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und ſeine Bewohner, für manche Producte des fernen Alterthums u. dgl.

* Anmerkung des Herausgebers. Zuerſt war dieſer Aufſatz in die Jahrgänge 1795 und 1796 der Horen eingerückt worden.

zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affectation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen Statt. Fürs Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, daß er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h., daß die Natur mit der Kunst im Contraste stehe und sie beschäme. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts Anderes, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten.* Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der

* Kant, meines Wissens der Erste, der über dieses Phänomen eigens zu reflectiren angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Menschen den Schlag der Nachtigall bis zur höchsten Täuschung nachgeahmt fänden und uns dem Eindruck desselben mit ganzer Rührung überließen, mit der Zerstörung dieser Illusion alle unsere Lust verschwinden würde. Man sehe das Capitel vom intellectuellen Interesse am Schönen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Wer den Verfasser nur als einen großen Denker bewundern gelernt hat, wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen und sich durch diese Entdeckung von dieses Mannes hohem philosophischen Beruf (welcher schlechterdings beide Eigenschaften verbunden fordert) zu überzeugen.

Natur kein äſthetiſches, ſondern ein moraliſches iſt: denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es ſich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unſcheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooster Stein, das Gezwitſcher der Vögel, das Summen der Bienen u. ſ. w. für ſich ſelbſt ſo Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anſpruch auf unſere Liebe geben? Es ſind nicht dieſe Gegenſtände, es iſt eine durch ſie dargeſtellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das ſtille ſchaffende Leben, das ruhige Wirken aus ſich ſelbſt, das Daſeyn nach eigenen Geſetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit ſich ſelbſt.

Sie ſind, was wir waren; ſie ſind, was wir wieder werden ſollen. Wir waren Natur, wie ſie, und unſere Cultur ſoll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie ſind alſo zugleich Darſtellung unſrer verlornen Kindheit, die uns ewig das Theuerſte bleibt: daher ſie uns mit einer gewiſſen Wehmuth erfüllen. Zugleich ſind ſie Darſtellungen unſerer höchſten Vollendung im Ideale: daher ſie uns in eine erhabene Rührung verſetzen.

Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht ihr Verdienſt, weil ſie nicht das Werk ihrer Wahl iſt. Sie gewähren uns alſo die ganz eigene Luſt, daß ſie, ohne uns zu beſchämen, unſere Muſter ſind. Eine beſtändige Göttererſcheinung, umgeben ſie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, iſt gerade das, was dem unſrigen zu ſeiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterſcheidet, iſt gerade das, was ihnen ſelbſt zur Göttlichkeit fehlt. Wir ſind frei, und ſie ſind nothwendig; wir wechſeln, ſie bleiben

Eins. Aber nur, wenn Beides ſich mit einander verbindet — wenn der Wille das Geſetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechſel der Phantaſie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken *in ihnen* alſo ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefordert ſind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortſchritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken *in uns* einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber deſſen ſie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftloſe, oder nicht anders, als indem ſie *unſern* Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verſchaffen uns daher den ſüßeſten Genuß unſrer Menſchheit als Idee, ob ſie uns gleich in Rückſicht auf jeden *beſtimmten Zuſtand* unſerer Menſchheit nothwendig demüthigen müſſen.

Da ſich dieſes Intereſſe für Natur auf eine Idee gründet, ſo kann es ſich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich ſind, d. h., in moraliſchen. Bei Weitem die mehrſten Menſchen affectiren es bloß, und die Allgemeinheit dieſes ſentimentaliſchen Geſchmacks zu unſern Zeiten, welcher ſich, beſonders ſeit der Erſcheinung gewiſſer Schriften, in empfindſamen Reiſen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieſer Art äußert, iſt noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieſer Empfindungsweiſe. Doch wird die Natur auch auf den Gefühlloſeſten immer etwas von dieſer Wirkung äußern, weil ſchon die allen Menſchen gemeine *Anlage* zum Sittlichen dazu hinreichend iſt, und wir Alle ohne Unterſchied, bei noch ſo großer Entfernung unſerer *Thaten* von der Einfalt und der Wahrheit der Natur, *in der Idee* dazu hingetrieben werden. Beſonders ſtark und am Allgemeinſten äußert ſich

dieſe Empfindſamkeit für Natur auf Veranlaſſung ſolcher Gegenſtände, welche in einer engern Verbindung mit uns ſtehen und uns den Rückblick auf uns ſelbſt und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorſtellung der Hülfloſigkeit ſey, welche macht, daß wir in gewiſſen Augenblicken mit ſo viel Rührung bei Kindern verweilen. Das mag bei Denjenigen vielleicht der Fall ſeyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moraliſchen Stimmungen Statt und iſt nicht mit demjenigen zu verwechſeln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), iſt eher demüthigend als begünſtigend für die Eigenliebe; und, wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, ſo iſt dieſer wenigſtens nicht auf unſerer Seite. Nicht, weil wir von der Höhe unſerer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabſehen, ſondern, weil wir aus der Beſchränktheit unſers Zuſtands, welche von der Beſtimmung, die wir einmal erlangt haben, unzertrennlich iſt, zu der gränzenloſen Beſtimmbarkeit in dem Kinde und zu ſeiner reinen Unſchuld hinaufſehen, gerathen wir in Rührung, und unſer Gefühl in einem ſolchen Augenblick iſt zu ſichtbar mit einer gewiſſen Wehmuth gemiſcht, als daß ſich dieſe Quelle desſelben verkennen ließe. In dem Kinde iſt die Anlage und Beſtimmung, in uns iſt die Erfüllung dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es iſt alſo keineswegs die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und

freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deßwegen ein heiliger Gegenſtand ſeyn, ein Gegenſtand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet, und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus dieſem Widerſpruch zwiſchen dem Urtheile der Vernunft und des Verſtandes geht die ganz eigene Erſcheinung des gemiſchten Gefühls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die letztere gibt es dem Verſtand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſere (theoretiſche) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſache haben, zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſey, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere (praktiſche) Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit, die Quelle davon ſey, welches die Hülfe der Kunſt aus innerer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigene Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen. * Zum Naiven

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Kritik der *äſthetiſchen Urtheilskraft*, S. 225 der erſten Auflage) unterſcheidet gleichfalls *dieſe dreierlei Ingredienzien* in dem Gefühl des Naiven, aber er gibt

wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg

davon eine andere Erklärung. „Etwas aus Beidem (dem animalischen „Gefühl des Vergnügens und dem geistigen Gefühl der Achtung) Zusammen„gesetztes findet sich in der Naivetät, die der Ausbruch der der Menschheit „ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die zur andern Natur gewor„dene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, die es noch nicht „versteht, sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die Einfalt „der Natur, die jener Kunst hier einen Querstreich spielt. Man erwartete die „alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig an„gelegten Aeußerung, und, siehe, es ist die unverdorbene schuldlose Natur, „die man anzutreffen gar nicht gewärtig, und Der, so sie blicken ließ, zu „entblößen auch nicht gemeint war. Daß der schöne, aber falsche Schein, „der gewöhnlich in unserem Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in „nichts verwandelt, daß gleichsam der Schalk in uns selbst bloßgestellt wird, „bringt die Bewegung des Gemüths nach zwei entgegengesetzten Richtungen „nach einander hervor, die zugleich den Körper heilsam schüttelt. Daß aber „etwas, was unendlich besser als alle angenommene Sitte ist, die Lauter„keit der Denkungsart (wenigstens die Anlage dazu), doch nicht ganz in der „menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in dieses „Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist, „und die Decke der Verstellungskraft bald wieder vorgezogen wird, so mengt „sich zugleich ein Bedauern darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit „ist, die sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl ver„binden läßt und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch „die Verlegenheit Dessen, der den Stoff dazu hergibt, darüber, daß er noch „nicht nach Menschenweise gewitzigt ist, zu vergüten pflegt." — Ich gestehe, daß diese Erklärungsart mich nicht ganz befriedigt, und zwar vorzüglich deßwegen nicht, weil sie von dem Naiven überhaupt etwas behauptet, was höchstens von einer Species desselben, dem Naiven der Ueberraschung, von welchem ich nachher reden werde, wahr ist. Allerdings erregt es Lachen, wenn sich Jemand durch Naivetät bloßgibt, und in manchen Fällen mag dieses Lachen aus einer vorhergegangenen Erwartung, die in nichts aufgelöst wird, fließen. Aber auch das Naive der edelsten Art, das Naive der Gesinnung, erregt immer ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in nichts aufgelöste Erwartung zum Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Contrast eines gewissen Betragens mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist. Auch zweifle ich, ob die Bedauernis, welche sich bei dem Naiven der letztern Art in unsere Empfindung mischt,

davontrage,* es geschehe Dies nun wider Wissen und Willen der Person oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Falle ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verleugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern und überhaupt nur auf den Contrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraschung, wie bei dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder vielmehr der Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bei einem solchen Anlaß erinnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen edlern Gegenstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtigkeit in dem gewöhnlichen Weltlauf bedroht wird, und dieser Gegenstand kann nicht wohl ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der Menschheit.

* Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung; aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen, indem die Einfachheit überhaupt, welche über die *Künstelei, und die natürliche* Freiheit, welche über Steifheit und Zwang *siegt, ein ähnliches* Gefühl in uns erregen.

Erſt durch dieſe letztere Beſtimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affect iſt auch Natur, und die Regel der Anſtändigkeit iſt etwas Künſtliches; dennoch iſt der Sieg des Affects über die Anſtändigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derſelbe Affect über die Künſtelei, über die falſche Anſtändigkeit, über die Verſtellung, ſo tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen. * Es wird alſo erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamiſche, ſondern, daß ſie durch ihre Form als moraliſche Größe, kurz, daß ſie nicht als Nothdurft, ſondern als innere Nothwendigkeit über die Kunſt triumphire. Nicht die Unzulänglichkeit, ſondern die Unſtatthaftigkeit der letztern muß der erſtern den Sieg verſchafft haben: denn jene iſt Mangel, und nichts, was aus Mangel entſpringt, kann Achtung erzeugen. Zwar iſt es bei dem Naiven der Ueberraſchung immer die Uebermacht des Affects und ein Mangel an Beſinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieſer Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, ſondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moraliſchen Beſchaffenheit, das

* Ein Kind iſt ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtſinn, Ungeſtüm den Vorſchriften einer guten Erziehung entgegenhandelt; aber es iſt naiv, wenn es ſich von dem Manierirten einer unvernünftigen Erziehung, von den ſteifen Stellungen des Tanzmeiſters u. dergl. aus freier und geſunder Natur dispenſirt. Dasſelbe findet auch bei dem Naiven in ganz uneigentlicher Bedeutung Statt, welches durch Uebertragung von dem Menſchen auf das Vernunftloſe entſteht. Niemand wird den Anblick naiv finden, wenn in einem Garten, der ſchlecht gewartet wird, das Unkraut überhand nimmt; aber es hat allerdings etwas Naives, wenn der freie Wuchs hervorſtrebender Aeſte das mühſelige Werk der Scheere in einem franzöſiſchen Garten vernichtet. So iſt es ganz und gar nicht naiv, wenn ein geſchultes Pferd aus natürlicher Plumpheit ſeine Lection ſchlecht macht; aber es hat etwas vom *Naiven, wenn es dieſelbe* aus natürlicher Freiheit vergißt.

heißt, dem Geſetze der Uebereinſtimmung ungehindert folgt. *

Das Naive der Ueberraſchung kann nur dem Menſchen und zwar dem Menſchen nur, inſofern er in dieſem Augenblicke nicht mehr reine und unſchuldige Natur iſt, zukommen. Es ſetzt einen Willen voraus, der mit Dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinſtimmt. Eine ſolche Perſon wird, wenn man ſie zur Beſinnung bringt, über ſich ſelbſt erſchrecken; die naiv geſinnte hingegen wird ſich über die Menſchen und über ihr Erſtaunen verwundern. Da alſo hier nicht der perſönliche und moraliſche Charakter, ſondern bloß der durch den Affect freigelaſſene, natürliche Charakter die Wahrheit bekennt, ſo machen wir dem Menſchen aus dieſer Aufrichtigkeit kein Verdienſt, und unſer Lachen iſt verdienter Spott, der durch keine perſönliche Hochſchätzung desſelben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur iſt, die durch den Schleier der Falſchheit hindurchbricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben: denn die Natur, im Gegenſatze gegen die Künſtelei, und die Wahrheit, im Gegenſatze gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden alſo auch über das Naive der Ueberraſchung ein wirklich moraliſches Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Charakter. *

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt wird, ſo verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt entweder durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widerſprechenden Eindruck macht. Durch eine Naivetät dieſer Art kann auch ein Verbrechen entdeckt werden; aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, unſere Aufmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu über den perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empörte

Bei dem Naiven der Ueberraſchung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müſſen; bei dem Naiven der Geſinnung achten wir hingegen die Perſon und genießen alſo nicht bloß ein moraliſches Vergnügen, ſondern auch über einen moraliſchen Gegenſtand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht bloß Recht, ſondern die Perſon hat auch Ehre. In dem erſten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon immer zur Schande, weil ſie unfreiwillig iſt; in dem zweiten gereicht ſie ihr immer zum Verdienſt, geſetzt auch, daß Dasjenige, was ſie ausſagt, ihr Schande brächte.

Wir ſchreiben einem Menſchen eine naive Geſinnung zu, wenn er in ſeinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünſtelten und geſuchten Verhältniſſe überſieht und ſich bloß an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der geſunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm und erlaſſen ihm ſchlechterdings nur Das, was eine Entfernung von der Natur, es ſey nun im Denken oder im Empfinden, wenigſtens Bekanntſchaft derſelben vorausſetzt.

Wenn ein Vater ſeinem Kinde erzählt, daß dieſer oder jener Mann vor Armuth verſchmachte, und das Kind hingeht und dem armen Mann ſeines Vaters Geldbörſe zuträgt, ſo iſt die Handlung naiv: denn die geſunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die geſunde Natur herrſchte, würde es vollkommen recht gehabt haben, ſo zu

Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, ſobald wir durch eine Naivetät ein Verbrechen erfahren: eben ſo erſtickt das erregte Mitleiden unſere Schadenfreude, ſobald wir Jemand durch ſeine Naivetät in Gefahr geſetzt ſehen.

verfahren. Es ſieht bloß auf das Bedürfniß und auf das nächſte Mittel, es zu befriedigen; eine ſolche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menſchen zu Grunde gehen kann, iſt in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes iſt alſo eine Beſchämung der wirklichen Welt, und das geſteht auch unſer Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Menſch ohne Weltkenntniß, ſonſt aber von gutem Verſtande, einem Andern, der ihn betrügt, ſich aber geſchickt zu verſtellen weiß, ſeine Geheimniſſe beichtet und ihm durch ſeine Aufrichtigkeit ſelbſt die Mittel leiht, ihm zu ſchaden, ſo finden wir das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deßwegen hochzuſchätzen. Denn ſein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit ſeiner eigenen Geſinnungen; wenigſtens iſt er nur inſofern naiv, als dieſes der Fall iſt.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenſchaft verdorbener Menſchen ſeyn, ſondern nur Kindern und kindlich geſinnten Menſchen zukommen. Dieſe Letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünſtelten Verhältniſſen der großen Welt naiv; ſie vergeſſen aus eigener ſchöner Menſchlichkeit, daß ſie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen ſich ſelbſt an den Höfen der Könige mit einer Ingenuität und Unſchuld, wie man ſie nur in einer Schäferwelt findet.

Es iſt übrigens gar nicht ſo leicht, die kindiſche Unſchuld von der kindlichen immer richtig zu unterſcheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußerſten Gränze zwiſchen beiden ſchweben, und bei denen wir ſchlechterdings im Zweifel gelaſſen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochſchätzen ſollen. Ein ſehr merkwürdiges

Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian VI., die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontificat in einem kritischen Augenblick für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivetät der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Dies war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Denkart gemäß ließ er sich in der Instruction, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei keinem Papste erhört gewesen waren und den Grundsätzen dieses Hofes schnurgerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl," hieß es unter Anderm, „daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehreren „Jahren viel Abscheuliches vorgegangen: kein Wunder, wenn „sich der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von

„dem Papſt auf die Prälaten fortgeerbt hat. Wir Alle ſind „abgewichen, und ſchon ſeit lange iſt Keiner unter uns ge„weſen, der etwas Gutes gethan hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in ſeinem Namen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen Deſſen, was vor ihm „von den Päpſten geſchehen, nicht dürfe getadelt werden, „und daß dergleichen Ausſchweifungen, auch da er noch in „einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hät„ten u. ſ. f.“ Man kann leicht denken, wie eine ſolche Naivetät des Papſtes von der römiſchen Kleriſei mag aufgenommen worden ſeyn: das Wenigſte, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieſer höchſt unkluge Schritt des Papſtes würde indeſſen unſerer ganzen Achtung und Bewunderung werth ſeyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv geweſen, d. h., daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit ſeines Charakters ohne alle Rückſicht auf die möglichen Folgen abgenöthigt worden ſey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unſchicklichkeit in ihrem ganzen Umfang eingeſehen hätte. Aber wir haben einige Urſache zu glauben, daß er dieſen Schritt für gar nicht ſo unpolitiſch hielt und in ſeiner Unſchuld ſo weit ging, zu hoffen, durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas ſehr Wichtiges für den Vortheil ſeiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete ſich nicht bloß ein, dieſen Schritt als redlicher Mann thun zu müſſen, ſondern, ihn auch als Papſt verantworten zu können, und, indem er vergaß, daß das künſtlichſte aller Gebäude ſchlechterdings nur durch eine fortgeſetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden *könnte*, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltungs*regeln, die in natürlichen* Verhältniſſen ſich bewährt haben

mochten, in einer ganz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivetät allein macht es zum Genie, und, was es im Intellectuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie schon von Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn und die Natur zu *erweitern*, ohne über sie *hinauszugehen*. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchsloser Simplicität und Leichtigkeit lösen: das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; *aber seine Einfälle* sind Eingebungen eines Gottes (Alles.

was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur Dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbniß decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist nicht listig, denn Das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als, weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimed, von Hippokrates und aus neuern Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael, von Albrecht Dürer, Cervantes, Shakespeare, von Fielding, Sterne und Andern aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV. von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, *Turenne, Vendome* zeigen uns alle diesen Charakter. Dem *andern Geschlecht* hat die Natur in dem naiven Charakter

ſeine höchſte Vollkommenheit angewieſen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallſucht ſo ſehr als nach dem Schein des Naiven: Beweis genug, wenn man auch ſonſt keinen hätte, daß die größte Macht des Geſchlechts auf dieſer Eigenſchaft beruhet. Weil aber die herrſchenden Grundſätze bei der weiblichen Erziehung mit dieſem Charakter in ewigem Streit liegen, ſo iſt es dem Weibe im Moraliſchen eben ſo ſchwer als dem Mann im Intellectuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geſchenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geſchickten Betragen für die große Welt dieſes Naive der Sitten verknüpft, iſt eben ſo hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialiſche Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger Weiſe auch ein naiver Ausdruck ſowohl in Worten als Bewegungen, und er iſt das wichtigſte Beſtandſtück der Grazie. Mit dieſer naiven Anmuth drückt das Genie ſeine erhabenſten und tiefſten Gedanken aus: es ſind Götterſprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverſtand, immer vor Irrthum bange, ſeine Worte wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik ſchlägt, hart und ſteif iſt, um ja nicht unbeſtimmt zu ſeyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu ſagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorſichtigen nicht ſchneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, ſo gibt das Genie dem ſeinigen mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtrich einen ewig beſtimmten, feſten und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, ſo ſpringt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und iſt ſo ſehr Eins mit demſelben,

ſelbſt unter der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblößt erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läßt, da ihn die andere nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in ſeinen Geiſteswerken, drückt ſich die Unſchuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich iſt man im geſellſchaftlichen Leben von der Simplicität und ſtrengen Wahrheit des Ausdrucks in demſelben Verhältniß, wie von der Einfalt der Geſinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Schuld, ſo wie die leicht zu verführende Einbildungskraft, haben einen ängſtlichen Anſtand nothwendig gemacht. Ohne falſch zu ſeyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umſchweife nehmen, um Dinge zu ſagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten PhantaſieGefahr bringen können. Eine Unkunde dieſer conventionellen Geſetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falſchheit verachtet (nicht Rohheit, welche ſich darüber, weil ſie ihr läſtig ſind, hinwegſetzt), erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin beſteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künſtlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzeſten Wege zu benennen. Von der Art ſind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Contraſt mit den Sitten, doch wird man ſich immer im Herzen geſtehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Geſinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menſchen als einem der Natur nicht

ſchlechterdings unterworfenen Weſen beigelegt werden, obgleich nur inſofern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effect der poetiſirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftloſe übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landſchaft, einem Gebäude, ja, der Natur überhaupt, im Gegenſatz gegen die Willkür und die phantaſtiſchen Begriffe des Menſchen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, daß wir dem Willenloſen in unſern Gedanken einen Willen leihen und auf die ſtrenge Richtung desſelben nach dem Geſetz der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unſere eigene ſchlecht gebrauchte moraliſche Freiheit und über die in unſerm Handeln vermißte ſittliche Harmonie führt leicht eine ſolche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftloſe wie eine Perſon anreden und demſelben, als wenn es wirklich mit einer Verſuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, ſeine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienſt machen, ſeine ruhige Haltung beneiden. Es ſteht uns in einem ſolchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unſerer Vernunft für einen Fluch und für ein Uebel halten und über dem lebhaften Gefühl der Unvollkommenheit unſers wirklichen Leiſtens die Gerechtigkeit gegen unſere Anlage und Beſtimmung aus den Augen ſetzen.

Wir ſehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schweſter, die in dem mütterlichen Hauſe zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unſerer Freiheit heraus in die Fremde ſtürmten. Mit ſchmerzlichem Verlangen ſehnen wir uns dahin zurück, ſobald wir angefangen, die Drangſale der Cultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunſt der Mutter rührende Stimme. So-

lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frei geworden und haben Beides verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verluſt der Erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der Andern kann nur der moraliſche trauern.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt, und die Mißbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten, oder, ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muß dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen, und dein Erſatz muß die Freiheit ſelbſt ſeyn, aus der ſie fließen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Cultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten reſpectiren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht bloß mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frei, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte

dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber, wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt, dann verweile bei dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl: es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt aus den Verirrungen der Kunſt, bei der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von Neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen

Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige Spuren von dem *ſentimentaliſchen* Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Productes iſt. Er ſcheint in ſeiner Liebe für das Object keinen Unterſchied zwiſchen Demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt, und Dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüßer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuere. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonificirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und, wenn *wir* in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreiheit, der uns ſo vielem Streit mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen

und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrſcht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieſer verſchiedene Geiſt? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur iſt, von den Alten ſo unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und ſelbſt die lebloſe Welt mit der wärmſten Empfindung umfaſſen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menſchheit verſchwunden iſt, und wir ſie nur außerhalb dieſer, in der unbeſeelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unſere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unſerer Verhältniſſe, Zuſtände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moraliſche Anlage, aus welcher er fließt, unbeſtechlich und unaustilgbar in allen menſchlichen Herzen liegt, in der phyſiſchen Welt eine Befriedigung zu verſchaffen, die in der moraliſchen nicht zu hoffen iſt. Deßwegen iſt das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle ſo nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unſchuld beklagen. Unſere Kindheit iſt die einzige unverſtümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menſchheit noch antreffen: daher es kein Wunder iſt, wenn uns jede Fußſtapfe der Natur außer uns auf unſere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. * Bei dieſen artete die Cultur nicht ſo weit aus, daß die Natur

* Aber auch nur bei den Griechen: denn es gehörte gerade eine ſolche rege Bewegung und eine ſolche reiche Fülle des menſchlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Lebloſe zu legen und das Bild der Menſchheit mit dieſem Eifer zu verfolgen. Oſſians Menſchenwelt

darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen: da alſo der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verloren hatte, ſo konnte er außerhalb dieſer auch nicht von ihr überraſcht werden und ſo kein dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit, mußte er bei dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen und alles Andere derſelben zu nähern bemüht ſeyn, wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen und eine ſo mißlungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werther

z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und, ſo klein auch bei ſeinem Volke der Kreis der Cultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subject zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am Weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des Naiven am Stärkſten gerührt werden und demſelben einen Namen geben. Dieſe Nation waren, ſoviel ich weiß, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicher Weiſe viel älter und datirt ſich ſchon von dem Anfange der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beiſpiel ſchon äußerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Aeſchylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines cultivirten und verdorbenen Weltalters, preiſt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie Dieſes nicht ganz mehr

seyn können und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, jenachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Cultur ihm am Nächsten kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Object besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk; er ist das Werk, und das Werk ist er; man muß des erstern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern: zwei höchst verschiedene, durch den unermeßlichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig Eins.

Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflectiren, kurz, das Object in dem Subject anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflectirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjecte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein ähnliches fällte und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.

Dasselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemälde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Krieg

beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths im Arioſt an die Seite geſtellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieſer ein Chriſt, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd beſteigen. Beide Beiſpiele, ſo verſchieden ſie übrigens ſeyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unſer Herz beinahe gleich, weil beide den ſchönen Sieg der Sitten über die Leidenſchaft malen und uns durch Naivetät der Geſinnungen rühren. Aber wie ganz verſchieden nehmen ſich die Dichter bei Beſchreibung dieſer ähnlichen Handlung! Arioſt, der Bürger einer ſpätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bei der Erzählung dieſes Vorfalls ſeine eigene Verwunderung, ſeine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abſtandes jener Sitten von denjenigen, die ſein Zeitalter charakteriſiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf Einmal das Gemälde des Gegenſtandes und erſcheint in eigener Perſon. Man kennt die ſchöne Stanze und hat ſie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterſitten!
Die Nebenbuhler waren, die entzweit
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frei von Verdacht und in Gemeinſchaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte,
Bis wo der Weg ſich in zwei Straßen theilte. *

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus, ſeines Gegners, Erzählung, daß dieſer von Väterzeiten

* Der raſende Roland. Erſter Geſang, Stanze 52.

her ein Gaſtfreund ſeines Geſchlechts iſt, ſteckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm und macht mit ihm aus, daß ſie einander im Gefechte künftig ausweichen wollen. Doch man höre den Homer ſelbſt:

„Alſo bin ich nunmehr dein Gaſtfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich beſuche.
Drum mit unſeren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja ſind der Troer mir ſelbſt und der rühmlichen Helfer,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen;
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannſt, du erlegeſt.
Aber die Rüſtungen Beide vertauſchen wir, daß auch die Andern
Schaun, wie wir Gäſte zu ſeyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Alſo redeten Jene; herab von den Wagen ſich ſchwingend,
Faßten ſie Beid' einander die Händ' und gelobten ſich Freundſchaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigſtens ſchwerlich einer, der es in der moraliſchen Bedeutung dieſes Wortes iſt) auch nur bis hieher gewartet haben, um ſeine Freude an dieſer Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um ſo leichter verzeihen, da auch unſer Herz beim Leſen einen Stillſtand macht und ſich von dem Obſecte gern entfernt, um in ſich ſelbſt zu ſchauen. Aber von allem Dieſem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja, als ob er ſelbſt kein Herz im Buſen trüge, fährt er in ſeiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zeus, daß er ohne Beſinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüſtungen, goldne mit ehrnen,
Wechſelte, hundert Farren werth, neun Farren die andern." *

*. Ilias, Voß'ſche Ueberſetzung. Erſter Band, Seite 153.

lange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir ſind frei geworden und haben Beides verloren. Daraus entſpringt eine doppelte und ſehr ungleiche Sehnſucht nach der Natur, eine Sehnſucht nach ihrer Glückſeligkeit, eine Sehnſucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verluſt der Erſten beklagt nur der ſinnliche Menſch; um den Verluſt der Andern kann nur der moraliſche trauern.

Frage dich alſo wohl, empfindſamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinſtimmung ſchmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunſt dich anekelt, und die Mißbräuche in der Geſellſchaft dich zu der lebloſen Natur in die Einſamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Laſten, ihre Mühſeligkeiten, oder, ob es ihre moraliſche Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen ſind, die du an ihr verabſcheuſt? In jene muß dein Muth ſich mit Freuden ſtürzen, und dein Erſatz muß die Freiheit ſelbſt ſeyn, aus der ſie fließen. Wohl darfſt du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufſtecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit iſt. Alſo nichts von Klagen über die Erſchwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältniſſe, über die Unſicherheit des Beſitzes, über Undank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Cultur mußt du mit freier Reſignation dich unterwerfen, mußt ſie als die Naturbedingungen des Einzigguten reſpectiren; nur das Böſe derſelben mußt du, aber nicht bloß mit ſchlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du ſelbſt unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtſchaft frei, unter jenem launiſchen Wechſel beſtändig, unter jener Anarchie geſetzmäßig handelſt. Fürchte

dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; ſtrebe nach Einheit, aber ſuche ſie nicht in der Einförmigkeit; ſtrebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillſtand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftloſen beneideſt, iſt keiner Achtung, keiner Sehnſucht werth. Sie liegt hinter dir, ſie muß ewig hinter dir liegen. Verlaſſen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtſeyn und Willen das Geſetz zu ergreifen oder rettungslos in eine bodenloſe Tiefe zu fallen.

Aber, wenn du über das verlorene Glück der Natur getröſtet biſt, ſo laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muſter dienen. Trittſt du heraus zu ihr aus deinem künſtlichen Kreis, ſteht ſie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unſchuld und Einfalt, dann verweile bei dieſem Bilde, pflege dieſes Gefühl: es iſt deiner herrlichſten Menſchheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauſchen zu wollen, aber nimm ſie in dich auf und ſtrebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich ſelbſt immer wieder findeſt aus den Verirrungen der Kunſt, bei der du Muth und neues Vertrauen ſammelſt zum Laufe und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens ſo leicht erliſcht, in deinem Herzen von Neuem entzündeſt.

Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen

Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenige Spuren von dem *ſentimentaliſchen* Intereſſe, mit welchem wir Neuere an Naturſcenen und an Naturcharakteren hangen können, bei demſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Productes iſt. Er ſcheint in ſeiner Liebe für das Object keinen Unterſchied zwiſchen Demjenigen zu machen, was durch ſich ſelbſt, und Dem, was durch die Kunſt und durch den menſchlichen Willen iſt. Die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüßer Wehmuth an derſelben, wie wir Neuere. Ja, indem er ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen perſonificirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Weſen darſtellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche ſie für uns gerade ſo anziehend iſt. Seine ungeduldige Phantaſie führt ihn über ſie hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schickſale und Sitten befriedigen ihn, und, wenn *wir* in gewiſſen moraliſchen Stimmungen des Gemüths wünſchen können, den Vorzug unſerer Willensfreiheit, der uns ſo vielem Streit mit uns ſelbſt, ſo vielen Unruhen und Verirrungen ausſetzt, gegen die wahlloſe, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftloſen hinzugeben, ſo iſt, gerade umgekehrt, die Phantaſie des Griechen geſchäftig, die menſchliche Natur ſchon in der unbeſeelten Welt anzufangen

und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade huldigen, mit Innigkeit an ihr hangen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deßwegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen: daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. * Bei diesen artete die Cultur nicht so weit aus, daß die Natur

* Aber auch nur bei den Griechen: denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den Griechen umgab, um Leben auch in das Leblose zu legen und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfolgen. Ossians Menschenwelt

darüber verlaſſen wurde. Der ganze Bau ihres geſellſchaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunſt errichtet; ihre Götterlehre ſelbſt war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen: da alſo der Grieche die Natur in der Menſchheit nicht verloren hatte, ſo konnte er außerhalb dieſer auch nicht von ihr überraſcht werden und ſo kein dringendes Bedürfniß nach Gegenſtänden haben, in denen er ſie wieder fand. Einig mit ſich ſelbſt und glücklich im Gefühl ſeiner Menſchheit, mußte er bei dieſer als ſeinem Maximum ſtille ſtehen und alles Andere derſelben zu nähern bemüht ſeyn, wenn wir, uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſern Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen und eine ſo mißlungene Form aus unſern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede iſt, iſt alſo nicht das, was die Alten hatten; es iſt vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er ſeinen göttlichen Sauhirten den Ulyſſes bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werther

z. B. war dürftig und einförmig; das Lebloſe um ihn her war groß, koloſſaliſch, mächtig, drang ſich alſo auf und behauptete ſelbſt über den Menſchen ſeine Rechte. In den Geſängen dieſes Dichters tritt daher die lebloſe Natur (im Gegenſatz gegen den Menſchen) noch weit mehr als Gegenſtand der Empfindung hervor. Indeſſen klagt auch ſchon Oſſian über einen Verfall der Menſchheit, und, ſo klein auch bei ſeinem Volke der Kreis der Cultur und ihrer Verderbniſſe war, ſo war die Erfahrung davon doch gerade lebhaft und eindringlich genug, um den gefühlvollen moraliſchen Sänger zu dem Lebloſen zurückzuſcheuchen und über ſeine Geſänge jenen elegiſchen Ton auszugießen, der ſie für uns ſo rührend und anziehend macht.

bewegte, da er nach einer läſtigen Geſellſchaft dieſen Geſang las. Unſer Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Geſundheit.

So wie nach und nach die Natur anfing, aus dem menſchlichen Leben als Erfahrung und als das (handelnde und empfindende) Subject zu verſchwinden, ſo ſehen wir ſie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenſtand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am Weiteſten gebracht hatte, mußte zuerſt von dem Phänomen des Naiven am Stärkſten gerührt werden und demſelben einen Namen geben. Dieſe Nation waren, ſoviel ich weiß, die Franzoſen. Aber die Empfindung des Naiven und das Intereſſe an demſelben iſt natürlicher Weiſe viel älter und datirt ſich ſchon von dem Anfange der moraliſchen und äſthetiſchen Verderbniß. Dieſe Veränderung in der Empfindungsweiſe iſt zum Beiſpiel ſchon äußerſt auffallend im Euripides, wenn man dieſen mit ſeinen Vorgängern, beſonders dem Aeſchylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günſtling ſeiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt ſich auch unter den alten Hiſtorikern nachweiſen. Horaz, der Dichter eines cultivirten und verdorbenen Weltalters, preiſt die ruhige Glückſeligkeit in ſeinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieſer ſentimentaliſchen Dichtungsart nennen, ſo wie er auch in derſelben ein noch nicht übertroffenes Muſter iſt. Auch im Properz, Virgil u. A. findet man Spuren dieſer Empfindungsweiſe, weniger beim Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in ſeinem Exil zu Tomi die Glückſeligkeit ſchmerzlich vermißt, die Horaz in ſeinem Tibur ſo gern entbehrte.

Die Dichter ſind überall, ſchon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo ſie Dieſes nicht ganz mehr

hier ist er genöthigt, das Bild seiner Einbildungskraft auf das Genaueste im Raum zu bestimmen und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worin dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders; und, siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in Dem, was sinnlich darstellbar und körperlich ist, so kann der neuere sie wieder in Reichthum des Stoffes, in Dem, was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in Dem, was man in Kunstwerken Geist nennt, hinter sich lassen.

Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfindung folgt und sich bloß auf Nachahmung der Wirklichkeit beschränkt, so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es gibt, in dieser Rücksicht, für ihn keine Wahl der Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht (vorausgesetzt, daß man Alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet), beruht, sage ich, bloß auf dem verschiedenen Grad einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahirt wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus einem Element, so daß wir nichts darin zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert *hier nichts, denn eben* diese reine Einheit ihres Ursprungs *und ihres Effects ist ein* Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſentimentaliſchen Dichter. Dieſer *reflectirt* über den Eindruck, den die Gegenſtände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion iſt die Rührung gegründet, in die er ſelbſt verſetzt wird und uns verſetzt. Der Gegenſtand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieſer Beziehung beruht ſeine dichteriſche Kraft. Der ſentimentaliſche Dichter hat es daher immer mit zwei ſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Gränze und mit ſeiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemiſchte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieſer doppelten Quelle zeugen. * Da alſo hier eine Mehrheit der Principien Statt findet, ſo kommt es darauf an, welches von beiden in der Empfindung des Dichters und in ſeiner Darſtellung *überwiegen* wird, und es iſt folglich eine Verſchiedenheit in der Behandlung möglich. Denn nun entſteht die Frage, ob er mehr bei der Wirklichkeit, ob er mehr bei dem Ideale verweilen — ob er jene als einen Gegenſtand der Abneigung, ob er dieſes als einen Gegenſtand der Zuneigung ausführen will. Seine Darſtellung wird alſo entweder *ſatiriſch*, oder ſie wird (in einer weitern Bedeutung dieſes Worts, die ſich nachher

* Wer bei ſich auf den Eindruck merkt, den naive Dichtungen auf ihn machen, und den Antheil, der dem Inhalt daran gebührt, davon abzuſondern im Stande iſt, Der wird dieſen Eindruck, auch ſelbſt bei ſehr patheriſchen Gegenſtänden, immer fröhlich, immer rein, immer ruhig finden; bei ſentimentaliſchen wird er immer etwas ernſt und anſpannend ſeyn. Das macht, weil wir uns bei naiven Darſtellungen, ſie handeln auch, wovon ſie wollen, immer über die Wahrheit, über die lebendige Gegenwart des Objects in unſerer Einbildungskraft erfreuen und auch weiter nichts, als dieſe ſuchen, bei ſentimentaliſchen hingegen die Vorſtellung der Einbildungskraft mit einer Vernunftidee zu vereinigen haben und alſo immer zwiſchen zwei verſchiedenen *Zuſtänden in Schwanken* gerathen.

erklären wird) elegiſch ſeyn: an eine von dieſen beiden Empfindungsarten wird jeder ſentimentaliſche Dichter ſich halten.

Satiriſch iſt der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Beides auf Eins hinaus) zu ſeinem Gegenſtande macht. Dies kann er aber ſowohl ernſthaft und mit Affect als ſcherzhaft und mit Heiterkeit ausführen, jenachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verſtandes verweilt. Jenes geſchieht durch die ſtrafende oder pathetiſche, dieſes durch die ſcherzhafte Satire.

Streng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Beluſtigung. Jener iſt zu ernſt für das Spiel, was die Poeſie immer ſeyn ſoll; dieſer iſt zu frivol für den Ernſt, der allem poetiſchen Spiele zum Grunde liegen ſoll. Moraliſche Widerſprüche intereſſiren nothwendig unſer Herz und rauben alſo dem Gemüth ſeine Freiheit; und doch ſoll aus poetiſchen Rührungen alles eigentliche Intereſſe, d. h., alle Beziehung auf ein Bedürfniß verbannt ſeyn. Verſtandes-Widerſprüche hingegen laſſen das Herz gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchſten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es iſt daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetiſchen Satire nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satire nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die ſtrafende Satire erlangt poetiſche Freiheit, indem ſie ins Erhabene *übergeht; die lachende* Satire erhält poetiſchen Gehalt, indem *ſie ihren Gegenſtand mit* Schönheit behandelt.

In der Satire wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideal, als der höchſten Realität, gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daß das Letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; Dies muß er aber ſchlechterdings, oder er wird gar nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Object der Abneigung; aber, worauf hier Alles ankommt, dieſe Abneigung ſelbſt muß wieder nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideal entſpringen. Sie könnte nämlich auch eine bloß ſinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfniß gegründet ſeyn, mit welchem die Wirklichkeit ſtreitet; und häufig genug glauben wir einen moraliſchen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerſtreit derſelben mit unſerer Neigung erbittert. Dieſes materielle Intereſſe iſt es, was der gemeine Satiriker ins Spiel bringt, und, weil es ihm auf dieſem Wege gar nicht fehl ſchlägt, uns in Affect zu verſetzen, ſo glaubt er unſer Herz in ſeiner Gewalt zu haben und im Pathetiſchen Meiſter zu ſeyn. Aber jedes Pathos aus dieſer Quelle iſt der Dichtkunſt unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unſerm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird ſich dieſes unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetiſche Pathos an einem Uebergewicht der Selbſtthätigkeit und an einer, auch im Affecte noch beſtehenden Gemüthsfreiheit zu erkennen iſt. Entſpringt nämlich die Rührung aus dem der Wirklichkeit gegenüberſtehenden Ideale, ſo verliert ſich in der Erhabenheit des letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der Idee, von der wir *erfüllt ſind, erhebt uns* über alle Schranken der Erfahrung.

erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beiden das wichtigere Subject erfordere, so möchte der Ausspruch eher für die letztere ausfallen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher Weise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Object, der komische hingegen muß durch sein Subject das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu so viel eben nicht gehört; der andere muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andere nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustand der Beschränkung sich reißen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie *muß daher* die Gemüthsfreiheit künstlicher Weise und als *Experiment aufgehoben* werden, weil sie in Herstellung

derſelben ihre poetiſche Kraft beweist; in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter ſeinen Gegenſtand immer praktiſch, der Komödiendichter den ſeinigen immer theoretiſch, auch wenn jener (wie Leſſing in ſeinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretiſchen, dieſer, einen praktiſchen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenſtand genommen, ſondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denſelben tragiſch oder komiſch. Der Tragiker muß ſich vor dem ruhigen Raiſonnement in Acht nehmen und immer das Herz intereſſiren; der Komiker muß ſich vor dem Pathos hüten und immer den Verſtand unterhalten. Jener zeigt alſo durch beſtändige Erregung, dieſer durch beſtändige Abwehrung der Leidenſchaft ſeine Kunſt; und dieſe Kunſt iſt natürlich auf beiden Seiten um ſo größer, je mehr der Gegenſtand des Einen abſtracter Natur iſt, und der des Andern ſich zum Pathetiſchen neigt.* Wenn alſo die Tragödie von einem wichtigern Punkte ausgeht, ſo muß man auf der andern Seite geſtehen, daß die Komödie einem wichtigern Ziel entgegengeht, und ſie würde, wenn ſie es erreichte, alle

* In Nathan dem Weiſen iſt Dieſes nicht geſchehen, hier hat die froſtige Natur des Stoffs das ganze Kunſtwerk erkältet. Aber Leſſing wußte ſelbſt, daß er kein Trauerſpiel ſchrieb, und vergaß nur, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgeſtellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt ſey, die tragiſche Form zu einem andern als tragiſchen Zweck anzuwenden. Ohne ſehr weſentliche Veränderungen würde es kaum möglich geweſen ſeyn, dieſes dramatiſche Gedicht in eine gute Tragödie umzuſchaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetiſche, dem erſtern das Raiſonnirende aufgeopfert werden müſſen, und es iſt wohl keine Frage, auf welchem von Beiden die Schönheit dieſes Gedichts am Meiſten beruht.

Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, so begegnet es auch oft bei dichterischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Gutmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und, da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein Leichtes, jenen Ruhm zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine untrügliche Probe, vermittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn Beide sich an einem schwierigen und großen Objecte versuchen. In einem solchen Falle geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentstugend in das Materielle; die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

Solange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapithen, in dem Jupiter Tragödus u. a., bleibt er Spötter und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Nigrinus, seines Timons, seines Alexanders, wo seine Satire auch die moralische Verderbniß trifft. „Unglückseliger," so beginnt er in seinem Nigrinus das empörende Gemälde des damaligen Roms, „warum verließest du das Licht der Sonne, Griechenland,

und jenes glückliche Leben der Freiheit und kamst hieher in dieſes Getümmel von prachtvoller Dienſtbarkeit, von Aufwartungen und Gaſtmählern, von Sykophanten, Schmeichlern, Giftmiſchern, Erbſchleichern und falſchen Freunden? u. ſ. w." Bei ſolchen und ähnlichen Anläſſen muß ſich der hohe Ernſt des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetiſch ſeyn ſoll, zum Grunde liegen muß. Selbſt durch den boshaften Scherz, womit ſowohl Lucian als Ariſtophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernſte Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem Sophiſten rächt und für ein Ideal ſtreitet, das ſie nur nicht immer ausſpricht. Auch hat der erſte von beiden in ſeinem Diogenes und Demonax dieſen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Neuern — welchen großen und ſchönen Charakter drückt nicht Cervantes bei jedem würdigen Anlaß in ſeinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erſchuf! Wie kann der Lacher Yorik, ſobald er will, unſer Gemüth ſo groß und ſo mächtig bewegen? Auch in unſerm Wieland erkenne ich dieſen Ernſt der Empfindung: ſelbſt die muthwilligen Spiele ſeiner Laune beſeelt und adelt die Grazie des Herzens, ſelbſt in den Rhythmus ſeines Geſanges drückt ſie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, ſobald es gilt, zu dem Höchſten empor zu tragen.

Von der Voltaire'ſchen Satire läßt ſich kein ſolches Urtheil fällen. Zwar iſt es auch bei dieſem Schriftſteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetiſch rührt, es ſey nun, daß er ſie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in ſeinem Ingenu, oder, daß er ſie, wie in ſeinem Candide u. a., ſuche und räche. Wo Keines von beiden der Fall iſt, da

kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Recht verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Hülle und kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannigfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenkliches Zeugniß dagegen ab: denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht *eine* gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Beinahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satire bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürftigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satirikern mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des Ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn *elegisch*. Auch diese Gattung hat, wie die Satire, zwei Klassen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder beide sind ein Gegenstand der Freude, *indem* sie als wirklich vorgestellt werden. Das Erste gibt

die Elegie in engerer, das Andere die Idylle in weiteſter Bedeutung. *

* Daß ich die Benennungen Satire, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geſchieht, werde ich bei Leſern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Abſicht dabei iſt keineswegs, die Gränzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz ſowohl der Satire und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde geſteckt hat; ich ſehe bloß auf die in dieſen Dichtungsarten herrſchende Empfindungsweiſe, und es iſt ja bekannt genug, daß dieſe ſich keineswegs in jene engen Gränzen einſchließen läßt. Elegiſch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausſchließlich ſo genannt wird; auch der dramatiſche und epiſche Dichter können uns auf elegiſche Weiſe bewegen. In der Meſſiade, in Thomſons Jahrszeiten, im verlorenen Paradies, im befreiten Jeruſalem finden wir mehrere Gemälde, die ſonſt nur der Idylle, der Elegie, der Satire eigen ſind. Eben ſo, mehr oder weniger, faſt in jedem pathetiſchen Gedichte. Daß ich aber die Idylle ſelbſt zur elegiſchen Gattung rechne, ſcheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere ſich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede iſt, welche eine Species der ſentimentaliſchen Dichtung iſt, zu deren Weſen es gehört, daß die Natur der Kunſt und das Ideal der Wirklichkeit entgegengeſetzt werde. Geſchieht dieſes auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und ſtellt er das Gemälde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideals rein und ſelbſtſtändig vor unſere Augen, ſo iſt jener Gegenſatz doch in ſeinem Herzen und wird ſich auch ohne ſeinen Willen in jedem Pinſelſtrich verrathen. Ja, wäre dieſes nicht, ſo würde ſchon die Sprache, deren er ſich bedienen muß, weil ſie den Geiſt der Zeit an ſich trägt, auch den Einfluß der Kunſt erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Cultur mit ihrer Künſtelei in Erinnerung bringen; ja, unſer eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber ſtellen und ſo die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegiſch machen. Dieß Letztere iſt ſo unvermeidlich, daß ſelbſt der höchſte Genuß, den die ſchönſten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem cultivirten Menſchen gewähren, nicht lange rein bleibt, ſondern früher oder ſpäter von einer elegiſchen Empfindung begleitet ſeyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier verſuchte Eintheilung, eben deßwegen, weil ſie ſich bloß auf den Unterſchied in der Empfindungsweiſe gründet, in der Eintheilung der Gedichte ſelbſt und der Ableitung der poetiſchen Arten ganz und gar nichts beſtimmen ſoll: denn, da der Dichter, auch in demſelben Werke,

Wie der Unwille bei der pathetiſchen, und wie der Spott bei der ſcherzhaften Satire, ſo darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeiſterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt, und jede andere Quelle derſelben iſt völlig unter der Würde der Dichtkunſt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinſtimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt verſchwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Ich kann deßwegen die Klaggeſänge des Ovid, die er aus ſeinem Verbannungsort am Eurin anſtimmt, wie rührend ſie auch ſind, und wie viel Dichteriſches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetiſches Werk betrachten. Es iſt viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geiſt und Adel in ſeinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeiſterung, ſtieß jene Klagen aus; es athmet darin, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlern Geiſtes, den ſein Schickſal zu Boden drückte. Zwar, wenn wir uns erinnern, daß es Rom und das Rom des Auguſtus iſt, um das er trauert, ſo verzeihen wir dem Sohn der Freude ſeinen Schmerz; aber ſelbſt das herrliche Rom mit allen ſeinen Glückſeligkeiten iſt, wenn nicht die Einbildungskraft es erſt veredelt, bloß

keineswegs an dieſelbe Empfindungsweiſe gebunden iſt, ſo kann jene Eintheilung nicht davon, ſondern muß von der Form der Darſtellung hergenommen werden.

eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Object für die Dichtkunſt, die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufſtellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann alſo niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Gegenſtand ſeyn; ſelbſt, wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. In dieſer Reduction des Beſchränkten auf ein Unendliches beſteht eigentlich die poetiſche Behandlung. Der äußere Stoff iſt daher an ſich ſelbſt immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunſt niemals ſo brauchen kann, wie ſie ihn findet, ſondern nur durch Das, was ſie ſelbſt daraus macht, ihm die poetiſche Würde gibt. Der elegiſche Dichter ſucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas da Geweſenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Oſſian von den Tagen erzählt, die nicht mehr ſind, und von den Helden, die verſchwunden ſind, ſo hat ſeine Dichtungskraft jene Bilder der Erinnerung längſt in Ideale, jene Helden in Götter umgeſtaltet. Die Erfahrungen eines beſtimmten Verluſtes haben ſich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, ſchwingt ſich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden. *

Ich wende mich ſogleich zu den neuern Poeten in der elegiſchen Gattung. Rouſſeau, als Dichter wie als Philoſoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu ſuchen oder an der Kunſt zu rächen. Jenachdem ſich ſein

* Man leſe z. B. das treffliche Gedicht, Carthon betitelt.

Gefühl entweder bei der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu Juvenalischer Satire begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln; nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraction angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination Fesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des Gemäldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfänglichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen, und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie

einer völlig durchgeführten Bildung geendigt ſehen, daß er die Kunſt lieber gar nicht anfangen laſſen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger ſteckt und das Ideal lieber herabſetzt, um es nur deſto ſchneller, um es nur deſto ſicherer zu erreichen.

Unter Deutſchlands Dichtern in dieſer Gattung will ich hier nur Hallers, Kleiſts und Klopſtocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung iſt ſentimentaliſch: durch Ideen rühren ſie uns, nicht durch ſinnliche Wahrheit, nicht ſowohl, weil ſie ſelbſt Natur ſind, als, weil ſie uns für Natur zu begeiſtern wiſſen. Was indeſſen von dem Charakter ſowohl dieſer als aller ſentimentaliſchen Dichter im Ganzen wahr iſt, ſchließt natürlicher Weiſe darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne Das würden ſie überall keine Dichter ſeyn. Nur ihr eigentlicher und herrſchender Charakter iſt es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben ſo wieder darzuſtellen. Unwillkürlich drängt ſich die Phantaſie der Anſchauung, die Denkkraft der Empfindung zuvor, und man verſchließt Auge und Ohr, um betrachtend in ſich ſelbſt zu verſinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eigenen Spiel zuzuſehen und, was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegenüber und aus ſich heraus zu ſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur, was der reflectirende Verſtand des Dichters aus dem Gegenſtand machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar und aus der erſten Hand, ſondern, wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüth reflectirt, was er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht

hat. Wenn Haller den Tod ſeiner Gattin betrauert (man kennt das ſchöne Lied) und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode ſingen,
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht, u. ſ. w.

ſo finden wir dieſe Beſchreibung genau wahr; aber wir fühlen auch, daß uns der Dichter nicht eigentlich ſeine Empfindungen, ſondern ſeine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit ſchwächer, weil er ſelbſt ſchon ſehr viel erkältet ſeyn mußte, um ein Zuſchauer ſeiner Rührung zu ſeyn.

Schon der größtentheils überſinnliche Stoff der Hallerſchen und zum Theil auch der Klopſtockſchen Dichtungen ſchließt ſie von der naiven Gattung aus: ſobald daher jener Stoff überhaupt nur poetiſch bearbeitet werden ſollte, ſo mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenſtand der ſinnlichen Anſchauung werden konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegenſtand der geiſtigen Anſchauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt ſich nur in dieſem Sinne eine didaktiſche Poeſie ohne innern Widerſpruch denken: denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur dieſe zwei Felder beſitzt die Dichtkunſt; entweder ſie muß ſich in der Sinnenwelt, oder ſie muß ſich in der Ideenwelt aufhalten, da ſie im Reich der Begriffe oder in der Verſtandeswelt ſchlechterdings nicht gedeihen kann. Noch, ich geſtehe es, kenne ich kein Gedicht in dieſer Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur, welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollſtändig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt

hätte. Der gewöhnliche Fall iſt, wenn es noch glücklich geht, daß zwiſchen beiden abgewechſelt wird, während daß der abſtracte Begriff herrſcht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetiſchen Felde zu gebieten haben ſoll, bloß verſtattet wird, den Verſtand zu bedienen. Dasjenige didaktiſche Gedicht, worin der Gedanke ſelbſt poetiſch wäre und es auch bliebe, iſt noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten geſagt wird, gilt auch von den Hallerſchen insbeſondere. Der Gedanke ſelbſt iſt kein dichteriſcher Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufſchwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören ſie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetiſcher Ernſt charakteriſiren dieſen Dichter. Von einem Ideal iſt ſeine Seele entzündet, und ſein glühendes Gefühl für Wahrheit ſucht in den ſtillen Alpenthälern die aus der Welt verſchwundene Unſchuld. Tiefrührend iſt ſeine Klage; mit energiſcher, faſt bittrer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verſtandes und Herzens und mit Liebe die ſchöne Einfalt der Natur. Nur überwiegt überall zu ſehr der Begriff in ſeinen Gemälden, ſo wie in ihm ſelbſt der Verſtand über die Empfindung den Meiſter ſpielt. Daher *lehrt* er durchgängig mehr, als er *darſtellt*, und ſtellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er iſt groß, kühn, feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er ſich ſelten oder niemals erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geiſtes ſteht Kleiſt dieſem Dichter um Vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geſchieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleiſts gefühlvolle Seele ſchwelgt

am liebſten im Anblick ländlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräuſch der Geſellſchaft und findet im Schoß der lebloſen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moraliſchen Welt vermißt. Wie rührend iſt ſeine Sehnſucht nach Ruhe! * wie wahr und gefühlt, wenn er ſingt:

„O Welt, du biſt des wahren Lebens Grab!
Oft reizet mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beiſpiel ſiegt, und du, o Feu'r der Jugend,
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſeyn.“

Aber, hat ihn ſein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältniſſe heraus in die geiſtreiche Einſamkeit der Natur geführt, ſo verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängſtliche Bild des Zeitalters und leider auch ſeine Feſſeln. Was er fliehet, iſt in ihm; was er ſuchet, iſt ewig außer ihm: nie kann er den übeln Einfluß ſeines Jahrhunderts verwinden. Iſt ſein Herz gleich feurig, ſeine Phantaſie gleich energiſch genug, die todten Gebilde des Verſtandes durch die Darſtellung zu beſeelen, ſo entſeelt der kalte Gedanke eben ſo oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion ſtört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er beſang, iſt ſeine Dichtung, ſeine Phantaſie iſt rege und thätig; doch möchte man ſie eher veränderlich als reich, eher ſpielend als ſchaffend, eher unruhig fortſchreitend als ſammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechſeln Züge auf Züge, aber ohne ſich zum Individuum zu concentriren, ohne ſich zum

* Man ſiehe das Gedicht dieſes Namens in ſeinen Werken.

Leben zu füllen und zur Geſtalt zu runden. Solang er bloß lyriſch dichtet und bloß bei landſchaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyriſchen Form, theils die willkürlichere Beſchaffenheit ſeines Stoffs dieſen Mangel überſehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenſtand ſelbſt dargeſtellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er ſich, wie in ſeinem Ciſſides und Paches und in ſeinem Seneca, herausnimmt, Menſchen und menſchliche Handlungen darzuſtellen, weil hier die Einbildungskraft ſich zwiſchen feſten und nothwendigen Gränzen eingeſchloſſen ſieht, und der poetiſche Effect nur aus dem Gegenſtand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen froſtig: ein warnendes Beiſpiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde muſikaliſcher Poeſie in das Gebiet der bildenden ſich verſteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomſon, iſt die nämliche Menſchlichkeit begegnet.

In der ſentimentaliſchen Gattung und beſonders in dem elegiſchen Theil derſelben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den älteren Dichtern mit unſerm Klopſtock zu vergleichen ſeyn. Was nur immer, außerhalb den Gränzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen iſt, iſt von dieſem muſikaliſchen Dichter geleiſtet. * Zwar würde man

* Ich ſage muſikaliſchen, um hier an die doppelte Verwandtſchaft der Poeſie mit der Tonkunſt und mit der bildenden Kunſt zu erinnern. Jenachdem nämlich die Poeſie entweder einen beſtimmten Gegenſtand nachahmt, wie die bildenden Künſte thun, oder jenachdem ſie, wie die Tonkunſt, bloß einen beſtimmten Zuſtand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu eines beſtimmten Gegenſtandes nöthig zu haben, kann ſie bildend (plaſtiſch) oder muſikaliſch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht ſich alſo

ihm groſses Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgränzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine groſse Natur, eine reizende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierin *seine* Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in *musikalisch* poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles läſst sie in *plastisch* poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und *für die Anschauung bestimmte* Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung: nur die Abstraction hat sie erschaffen, nur die Abstraction kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebenden Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriſs gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig

nicht bloſs auf dasjenige, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Musik ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effecte derselben, die sie hervorzubringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Object zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

denken muß, aber keine feste Gränze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll, und nicht bloß in dieser Epopöe, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begränzt (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern); aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Beinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr fordert als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu

erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden: deßwegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Gränze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Ideen in die Gränzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen, geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein

Herz; und wie erhaben auch seine Harfe, seine Lyra tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes reingestimmte Gefühl, ob es nicht alles Kühne und Starke, alle Fictionen, alle prachtvollen Beschreibungen, alle Muster oratorischer Beredsamkeit im Messias, alle schimmernden Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Geßner (in seinem Tod Abels), eines Jacoby, Gerstenberg, Hölty, Göckingk und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern, das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Wegs wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt;

man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich außer ſich ſucht, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt Alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung gibt, im Werther zuſammengedrängt iſt: ſchwärmeriſche, unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Contemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtere, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja, wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von außen her Alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte

retten können. In dem Taſſo des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjective Vorſtellungsweiſe der objectiven — — aber mit welcher Verſchiedenheit! entgegen; ſogar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt, wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, noch gar keinen Beruf zur ſcherzhaften Satire abgebe, ſo freigebig ſie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben ſo wenig Beruf gibt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegiſchen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energiſche Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Producte dieſer zärtlichen Gattung können uns daher bloß ſchmelzen und, ohne das Herz zu erquicken und den Geiſt zu beſchäftigen, bloß der Sinnlichkeit ſchmeicheln. Ein fortgeſetzter Hang zu dieſer Empfindungsweiſe muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zuſtand der Paſſivität verſenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher ſehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindelei * und weinerliche Weſen,

* „Der Hang," wie Herr Adelung ſie definirt, zu rührenden, ſanften Empfindungen ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige

welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortrefflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen, obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beſſere Gegenſtück jener elegiſchen Carricatur, gegen das ſpaßhafte Weſen, gegen die herzloſe Satire und die geiſtloſe Laune * zu beweiſen geneigt iſt, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden iſt. Auf der Wage des echten Geſchmacks kann das Eine ſo wenig als das Andere etwas gelten, weil beiden der äſthetiſche Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geiſtes mit dem Stoff und in der vereinigten Beziehung eines Products auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten iſt.

Ueber Siegwart und ſeine Kloſtergeſchichte hat man geſpottet, und die Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich werden bewundert; dennoch haben beide Producte gleich großen Anſpruch auf einen gewiſſen Grad von Schätzung und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überſpannte Empfindung macht den erſten Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter, feiner Verſtand macht den zweiten ſchätzbar; aber, ſo wie es dem

Maß." — Herr Adelung iſt ſehr glücklich, daß er nur aus Abſicht und gar nur aus vernünftiger Abſicht empfindet.

* Man ſoll zwar gewiſſen Leſern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Kritik an, wenn es Leute gibt, die ſich an dem ſchmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und beluſtigen können. Aber die Kunſtrichter wenigſtens ſollten ſich enthalten, mit einer gewiſſen Achtung von Producten zu ſprechen, deren Exiſtenz dem guten Geſchmack billig ein Geheimnis bleiben ſollte. Zwar iſt weder *Talent noch Laune* darin zu verkennen, aber deſto mehr iſt zu beklagen, *daß Beides nicht mehr gereinigt iſt.* Ich ſage nichts von unſern deutſchen *Komödien: die* Dichter malen die Zeit, in der ſie leben.

einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verſtandes fehlt, ſo fehlt es dem andern an äſthetiſcher Würde. Der erſte wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerſeits mit der Natur und andererſeits mit dem Ideale übereinſtimmend ſeyn muß, ſo kann der eine ſo wenig als der andere auf den Namen eines ſchönen Werkes Anſpruch machen. Indeſſen iſt es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thümmelſche Roman mit großem Vergnügen geleſen wird. Da er nur ſolche Forderungen beleidigt, die aus dem Ideal entſpringen, die folglich von dem größten Theil der Leſer gar nicht und von dem beſſern gerade nicht in ſolchen Momenten, wo man Romane lieſt, aufgeworfen werden, die übrigen Förderungen des Geiſtes und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, ſo muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unſerer und aller der Zeiten bleiben, wo man äſthetiſche Werke bloß ſchreibt, um zu gefallen, und bloß lieſt, um ſich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetiſche Literatur nicht ſogar claſſiſche Werke aufzuweiſen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weiſe zu beleidigen und ſich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geiſtigkeit, die hier von jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, ſehr weit zu entfernen ſcheinen? Was ſelbſt der Dichter, der keuſche Jünger der Muſe, ſich erlauben darf, ſollte das dem Romanſchreiber, der nur ſein Halbbruder iſt und die Erde noch ſo ſehr berührt, nicht geſtattet ſeyn? Ich darf dieſer Frage hier um ſo weniger ausweichen, da ſowohl im elegiſchen als im ſatiriſchen *Fache Meiſterſtücke* vorhanden ſind, welche eine ganz andere

Natur, als diejenige iſt, von der dieſer Aufſatz ſpricht, zu ſuchen, zu empfehlen und dieſelbe nicht ſowohl gegen die ſchlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Anſehen haben. Entweder müßten alſo jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgeſtellte Begriff elegiſcher Dichtung viel zu willkürlich angenommen ſeyn.

Was der Dichter ſich erlauben darf, hieß es, ſollte dem proſaiſchen Erzähler nicht nachgeſehen werden dürfen? Die Antwort iſt in der Frage ſchon enthalten: was dem Dichter verſtattet iſt, kann für den, der es nicht iſt, nichts beweiſen. In dem Begriffe des Dichters ſelbſt und nur in dieſem liegt der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Licenz iſt, ſobald ſie nicht aus dem Höchſten und Edelſten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geſetze des Anſtandes ſind der unſchuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Urſprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unſchuld verſchwunden iſt, ſo ſind es heilige Geſetze, die ein ſittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künſtlichen Welt mit demſelben Rechte, als die Geſetze der Natur in der Unſchuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in ſich aufhebt, was an eine künſtliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer urſprünglichen Einfalt wieder in ſich herzuſtellen weiß. Hat er aber dieſes gethan, ſo iſt er eben auch dadurch von allen Geſetzen losgeſprochen, durch die ein verführtes Herz ſich gegen ſich ſelbſt ſicher ſtellt. Er iſt rein, er iſt unſchuldig, und, was der unſchuldigen Natur erlaubt iſt, iſt es auch ihm; biſt du, der *du ihn lieſeſt oder hörſt*, nicht mehr ſchuldlos, und kannſt *du es nicht einmal* momentweiſe durch ſeine reinigende

Gegenwart werden, so ist es dein Unglück und nicht das seine: du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freiheiten dieser Art, Folgendes festsetzen.

Fürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn: denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also Naivetät seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrigen Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen: er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühlvoll, gerade seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Fürs Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausbruch der Begierde seyn: denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität seyn.

Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfniß der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darum an einem Menschen, weil sie thierisch ist und von einem Mangel wahrer, vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unseres Mißfallens weggeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergötzen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmern so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, emporzutragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Gränze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Product ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt, und sobald es leer ist, weil dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem *gemeinen Bedürfniß und* einen heillosen Anschlag auf unsere *Begierden beweist.* Es ist hingegen schön, edel und ohne

Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist und den Geist mit Herz verbindet. *

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maßstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Producten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden: denn ich leugne nicht, daß die nämlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemälde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontel (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler Andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja, selbst mit manchem verschrienen Product des Diderot versöhnen: denn jene sind nur witzig,

* Mit Herz: denn die bloß sinnliche Glut des Gemäldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibt Ardinghello bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Colorits immer nur eine sinnliche Carricatur ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Production immer als ein Beispiel des beinahe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig wär, merkwürdig bleiben.

nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv. *

Idylle.

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwickelung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten. **

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon ꝛc. in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz (wie sich ein neuerer etwas unbesonnener Kritiker vor Kurzem zu sagen erlaubte); der Verfasser von Liebe um Liebe und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich — in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne Beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dies ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

** Nochmals muß ich erinnern, daß die Satire, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drei einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drei besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Namen kennt, nichts gemein haben, als die Empfindungsweise, welche sowohl jenen als diesen eigen ist. Daß es aber, außerhalb der

Die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen

Gränzen naiver Dichtung, nur dieſe dreifache Empfindungsweiſe und Dichtungsweiſe geben könne, folglich das Feld ſentimentaliſcher Poeſie durch dieſe Eintheilung vollſtändig ausgemeſſen ſey, läßt ſich aus dem Begriff der letztern leichtlich deduciren.

Die ſentimentaliſche Dichtung nämlich unterſcheidet ſich dadurch von der naiven, daß ſie den wirklichen Zuſtand, bei dem die letztere ſtehen bleibt, auf Ideen bezieht und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch ſchon oben bemerkt worden iſt, mit zwei ſtreitenden Objecten, mit dem Ideale nämlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwiſchen welchen ſich weder mehr noch weniger als gerade die drei folgenden Verhältniſſe denken laſſen. Entweder iſt es der *Widerſpruch* des wirklichen Zuſtandes, oder es iſt die *Uebereinſtimmung* desſelben mit dem Ideal, welche vorzugsweiſe das Gemüth beſchäftigt, oder dieſes iſt zwiſchen beiden getheilt. In dem erſten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energiſche Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energiſche Ruhe*, befriedigt, in dem dritten *wechſelt* Streit mit Harmonie, wechſelt Ruhe mit Bewegung. Dieſer dreifache Empfindungszuſtand gibt drei verſchiedenen Dichtungsarten die Entſtehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satire*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entſprechend ſind, ſobald man ſich nur an die Stimmung erinnert, in welche die unter dieſem Namen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth verſetzen, und von den Mitteln abſtrahirt, wodurch ſie dieſelbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drei Gattungen ich die Epopoe, den Roman, das Trauerſpiel u. a. zähle, der würde mich ganz und gar nicht verſtanden haben. Denn der Begriff dieſer letztern, als *einzelner Gedichtarten*, wird entweder gar nicht, oder doch nicht allein durch die Empfindungsweiſe, beſtimmt; vielmehr weiß man, daß ſolche in mehr als *einer* Empfindungsweiſe, folglich auch in mehreren der von mir aufgeſtellten Dichtungsarten können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die ſentimentaliſche Poeſie, wie billig, für eine echte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Erweiterung der wahren Dichtkunſt zu halten geneigt iſt, in der Beſtimmung der poetiſchen Arten, ſo wie überhaupt in der ganzen poetiſchen *Geſetzgebung, welche noch* immer einſeitig auf die Obſervanz der alten und

Verhältnissen der größern Societät und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich scheinen, so haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenstand verlegt und derselben ihre Stelle vor dem Anfang der Cultur in dem kindlichen Alter der Menschheit angewiesen. Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufällig sind, daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das natürlichste Mittel zu demselben, in Betrachtung kommen. Der Zweck selbst ist überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h., in einem Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfange der Cultur Statt, sondern er ist es auch, den die Cultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtet. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derselben kann den Menschen mit allen den Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Cultur unterworfen ist, und wäre sie bloß Chimäre, so würden die Klagen derer, welche die größere Societät und die Anbauung des Verstandes bloß als ein

naiven Dichter gegründet wird, auch auf sie einige Rücksicht muß genommen werden. Der sentimentalische Dichter geht in zu wesentlichen Stücken von dem naiven ab, als daß ihm die Formen, welche dieser eingeführt, überall ungezwungen anpassen könnten. Freilich ist es hier schwer, die Ausnahmen, welche die Verschiedenheit der Art erfordert, von den Ausflüchten, welche das Unvermögen sich erlaubt, immer richtig zu unterscheiden; aber so viel lehrt doch die Erfahrung, daß unter den Händen sentimentalischer Dichter (auch der vorzüglichsten) keine einzige Gedichtart ganz das geblieben ist, was sie bei den Alten gewesen, und daß unter den alten Namen öfters sehr neue Gattungen sind ausgeführt worden.

Uebel verschreien und jenen verlassenen Stand der Natur für den wahren Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn. Dem Menschen, der in der Cultur begriffen ist, liegt also unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung zu erhalten, und, da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt, diesen Glauben zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kommt auch hier, wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und in einem einzelnen Fall zu verwirklichen.

Zwar ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische Vorstellung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort schon schöpferisch beweisen; aber außerdem, daß die Aufgabe dort ungleich einfacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Erfahrung selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen und in ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen Himmel, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bei einem beschränkten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch verwildert nicht eher, als bis das Bedürfniß ihn ängstiget. Alle Völker, die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unschuld, ein goldenes Alter; ja, jeder einzelne Mensch hat sein Paradies, sein goldenes Alter, dessen er sich, jenachdem er mehr oder weniger Poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeisterung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug zu dem Gemälde dar, welches die Hirten-Idylle behandelt. Deßwegen bleibt aber diese immer eine schöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darstellung derselben wirklich für das *Ideal gearbeitet*. Denn für den Menschen, der von der

Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung seiner Vernunft überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabei, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor dem Anfang der Cultur gepflanzt, schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicher Weise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzuwenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsere Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten-Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an enthusiastischen Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen Amyntas und einen Daphnis den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als

das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen: denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Gränzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Gränzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begränzt, d. h., der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begränzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in seinen Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter thut sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind und nur durch die Behandlung

poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthiger Weiſe einerlei Gränzen mit jenem, ohne doch die Begränzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können: er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geßnerſcher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt und folglich den zwei entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, Keinem von beiden ſein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt,

das individuelle Bedürfniß, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung verkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer-Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen: denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Gränzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Gränzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begränzt, d. h., der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begränzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich *selbst völlig gleichgültig* sind und nur durch die Behandlung

poetiſch werden. Er ſetzt ſich dadurch ganz unnöthiger Weiſe einerlei Gränzen mit jenem, ohne doch die Begränzung vollkommen durchführen und in der abſoluten Beſtimmtheit der Darſtellung mit demſelben wetteifern zu können: er ſollte ſich alſo vielmehr gerade in dem Gegenſtand von dem naiven Dichter entfernen, weil er dieſem, was derſelbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenſtand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer-Idylle der ſentimentaliſchen Dichter zu machen, ſo erklärt es ſich nun, warum dieſe Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunſt weder für das Herz noch für den Geiſt völlig befriedigend ſind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da ſie doch ſchlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt oder für die Hirtenwelt eine andere Darſtellung hätten wählen ſollen. Sie ſind gerade ſo weit ideal, daß die Darſtellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und ſind wieder gerade um ſo viel individuell, daß der idealiſche Gehalt darunter leidet. Ein Geßnerſcher Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu iſt er ein zu ideales Weſen; eben ſo wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu iſt er ein viel zu dürftiges Geſchöpf. Er wird alſo zwar bis auf einen gewiſſen Punkt allen Klaſſen von Leſern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen ſtrebt und folglich den zwei entgegengeſetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewiſſen Grade Genüge leiſtet; weil aber der Dichter über der Bemühung, Beides zu vereinigen, Keinem von beiden ſein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal iſt,

so kann er eben deßwegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Miltons herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares und des Standes der Unschuld im Paradiese: die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe; der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmuthigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man einmal für allemal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen: denn, beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz und thue es ausschließend und setze sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmackes hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich: zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben; aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein echt poetisches Werk zu erzeugen. *

* Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsere deutsche Literatur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert.

einem unendlichen überzugehen. * Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beider, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt, wenn er sich beim Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen

* Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beide Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nämlich der reflectirende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wiederherzustellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die Natur und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verstand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendetere Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

hinaufgeläuterten Natur, kurz, er iſt kein anderer, als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter beſteht alſo darin, daß aller Gegenſatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der ſatiriſchen und elegiſchen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben ſey, und mit demſelben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre alſo der herrſchende Eindruck dieſer Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit: eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht, nicht aus dem Stillſtand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Leerheit fließt und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerſtand hinwegfällt, ſo wird es hier ungleich ſchwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetiſche Wirkung ſich denken läßt. Die höchſte Einheit muß ſeyn, aber ſie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflöſung dieſer Frage iſt es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leiſten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetiſchen Ideale iſt Folgendes feſtgeſetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunſt erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein ſelbſtſtändiges und vollendetes Ganze zu ſeyn und die Menſchheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzuſtellen. Dem ſentimentaliſchen hat ſie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abſtraction in ihm aufgehoben worden, aus ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, die Menſchheit in ſich vollſtändig zu machen und aus einem beſchränkten Zuſtand zu

einem unendlichen überzugehen. * Der menſchlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, iſt aber die gemeinſchaftliche Aufgabe beider, und ohne das würden ſie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem ſentimentaliſchen immer die ſinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatſache ausführt, was der andere nur zu erreichen ſtrebt. Und das iſt es auch, was Jeder bei ſich erfährt, wenn er ſich beim Genuſſe naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte ſeiner Menſchheit in einem ſolchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er iſt ein Ganzes in ſich ſelbſt; ohne etwas in ſeinem Gefühl zu unterſcheiden, freut er ſich zugleich ſeiner geiſtigen Thätigkeit und ſeines ſinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung iſt es, in die ihn der ſentimentaliſche Dichter verſetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in ſich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus ſich zu machen, die Menſchheit in ſich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher iſt hier das Gemüth in Bewegung, es iſt angeſpannt, es ſchwankt zwiſchen

* Für den wiſſenſchaftlich prüfenden Leſer bemerke ich, daß beide Empfindungsweiſen, in ihrem höchſten Begriff gedacht, ſich wie die erſte und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entſteht, daß man die erſtere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung iſt nämlich der reflectirende Verſtand, und die ſentimentaliſche Stimmung iſt das Reſultat des Beſtrebens, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, dem Inhalt nach, wiederherzuſtellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geſchehen, in welchem die Kunſt der Natur wieder begegnet. Geht man jene drei Begriffe nach den Kategorien durch, ſo wird man die Natur und die ihr entſprechende naive Stimmung immer in der erſten, die Kunſt als Aufhebung der Natur durch den frei wirkenden Verſtand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendetere Kunſt zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

ſtreitenden Gefühlen, da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit ſich ſelbſt und vollkommen befriedigt iſt.

Aber wenn es der naive Dichter dem ſentimentaliſchen auf der einen Seite an Realität abgewinnt und dasjenige zur wirklichen Exiſtenz bringt, wornach dieſer nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, ſo hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erſtern, daß er dem Trieb einen *größern Gegenſtand* zu geben im Stand iſt, als jener geleiſtet hat und leiſten konnte. Alle Wirklichkeit, wiſſen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Exiſtirende hat ſeine Schranken, aber der Gedanke iſt gränzenlos. Durch dieſe Einſchränkung, der alles Sinnliche unterworfen iſt, leidet alſo auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freiheit des Ideenvermögens dem ſentimentaliſchen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar alſo ſeine Aufgabe, aber die Aufgabe ſelbſt iſt etwas Begränztes; dieſer erfüllt zwar die ſeinige nicht ganz, aber die Aufgabe iſt ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden ſeine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man ſich mit Leichtigkeit und Luſt zu der lebendigen Gegenwart; der ſentimentaliſche wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verſtimmen. Das macht, unſer Gemüth iſt hier durch das Unendliche der Idee gleichſam über ſeinen natürlichen Durchmeſſer ausgedehnt worden, daß nichts Vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir verſinken lieber betrachtend in uns ſelbſt, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden, anſtatt daß wir dort aus uns heraus nach ſinnlichen Gegenſtänden ſtreben. Die ſentimentaliſche Dichtung iſt die Geburt der Abgezogenheit und Stille, und dazu ladet ſie auch ein; die naive iſt das Kind des Lebens, und in das Leben führt ſie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gunſt der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf iſt ſie, keiner Verbeſſerung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch keiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung iſt das ganze Werk des naiven Genies abſolvirt: hier liegt ſeine Stärke und ſeine Gränze. Hat es alſo nicht gleich dichteriſch, das heißt, nicht gleich vollkommen menſchlich empfunden, ſo kann dieſer Mangel durch keine Kunſt mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einſicht des Fehlers verhelfen, aber ſie kann keine Schönheit an deſſen Stelle ſetzen. Durch ſeine Natur muß das naive Genie Alles thun, durch ſeine Freiheit vermag es wenig; und es wird ſeinen Begriff erfüllen, ſobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun iſt zwar Alles nothwendig, was durch Natur geſchieht, und das iſt auch jedes noch ſo verunglückte Product des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt iſt als Willkürlichkeit; aber ein Anderes iſt die Nöthigung des Augenblicks, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet iſt die Natur ſelbſtſtändig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen iſt ſie bedürftig und beſchränkt. Dieſes gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichſte Moment, in welchem ſich derſelbe befinden mag, iſt von einem vorhergehenden abhängig: es kann ihm daher auch nur eine bedingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zuſtand dem menſchlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn abſolut und nothwendig auf ſich ſelbſt zu gründen. Aus dem *Moment der Begeiſterung* muß alſo jede Spur eines *zeitlichen Bedürfniſſes* entfernt bleiben, und der Gegenſtand

ſelbſt, ſo beſchränkt er auch ſey, darf den Dichter nicht beſchränken. Man begreift wohl, daß dieſes nur inſofern möglich iſt, als der Dichter ſchon eine abſolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenſtande mitbringt, und als er geübt iſt, Alles mit ſeiner ganzen Menſchheit zu umfaſſen. Dieſe Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie ſteht alſo in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das ſentimentaliſche nicht kennt. Dieſes, wiſſen wir, fängt ſeine Operation erſt da an, wo jenes die ſeinige beſchließt: ſeine Stärke beſteht darin, einen mangelhaften Gegenſtand aus ſich ſelbſt heraus zu ergänzen und ſich durch eigene Macht aus einem begränzten Zuſtand in einen Zuſtand der Freiheit zu verſetzen. Das naive Dichtergenie bedarf alſo eines Beiſtandes von außen, da das ſentimentaliſche ſich aus ſich ſelbſt nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichteriſche Welt, eine naive Menſchheit um ſich her erblicken, da es ſchon in der Sinnenempfindung ſein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieſer Beiſtand von außen, ſieht er ſich von einem geiſtloſen Stoff umgeben, ſo kann nur zweierlei geſchehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend iſt, aus ſeiner Art und wird ſentimentaliſch, um nur dichteriſch zu ſeyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es tritt aus ſeiner Gattung und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das Erſte dürfte der Fall mit den vornehmſten ſentimentaliſchen Dichtern in der alten römiſchen Welt und in neuern Zeiten ſeyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einem andern Himmel verpflanzt, würden ſie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem

Zweiten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die wirkliche Natur nämlich: aber von dieser kann die wahre Natur, die das Subject naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall, aber wahre Natur ist desto seltener: denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn, aber eine wahre menschliche ist er nicht: denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit, aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht: denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwechselung wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja, lobpreist, weil sie, leider! wirkliche Natur sind, wie man sich freut, Carricaturen, die Einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben conterfeit zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satirischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich; aber in diesem Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand übertragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst, in dem Moment wenigstens, wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert; aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir

ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt, wenn die Geißel der Satire in die Hände Desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte, wenn Menschen, die, entblößt von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden: denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird; und auch bei den glücklichsten Genies aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des productiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dies der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines.*

* Wie sehr der naive Dichter von seinem Object abhänge, und wie viel, ja, wie Alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. Soweit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten: wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe insbesondere, eine gewisse Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht veredelt, sondern verläßt,

Kein Genie aus der naiven Klasse, von Homer bis auf Bodmer herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freilich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des Aristophanes und Plautus und fast aller der späteren Dichter lehrt, die in die Fußstapfen derselben getreten sind.

wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rücksicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affect der Liebe eines edlern Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen bei ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigern Stufe festhielt, lehrt das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben: denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nämliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minnesängern, in manchen Ritterromanen und Ritterepopöen, wie er von Shakspeare, von Fielding und mehreren andern, selbst deutschen Poeten behandelt ist. Hier wäre nun für die Alten der Fall gewesen, einen von außen zu rohen Stoff von innen heraus durch das Subject zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äußern Empfindung gemangelt hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Idee zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimentalische Operation aus einem beschränkten Object ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies: ihr Werk war also mit der äußern Empfindung geendigt.

Wie tief läßt uns nicht der erhabene Shakſpeare zuweilen ſinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht Lope de Vega, Molière, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab? Schlegel, einer der geiſtreichſten Dichter unſers Vaterlands, an deſſen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den erſten in dieſer Gattung glänzt, Gellert, ein wahrer naiver Dichter, ſo wie auch Rabener, Leſſing ſelbſt, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Leſſing, der gebildete Zögling der Kritik und ein ſo wachſamer Richter ſeiner ſelbſt — wie büßen ſie nicht Alle, mehr oder weniger, den geiſtloſen Charakter der Natur, die ſie zum Stoff ihrer Satire erwählten. Von den neueſten Schriftſtellern in dieſer Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeiſt in Gefahr iſt, ſich einer gemeinen Wirklichkeit allzuſehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er ſich äußert, und durch eben dieſe größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, ſich im poetiſchen Felde zu verſuchen. Die ſentimentaliſche Poeſie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigſtens dieſes Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache iſt, ſich zu Ideen zu erheben; die naive Poeſie aber bringt es auf den Glauben, als wenn ſchon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber iſt widerwärtiger, als wenn der platte Charakter ſich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv ſeyn zu wollen — er, der ſich in alle Hüllen der Kunſt ſtecken ſollte, um ſeine ekelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unſäglichen Platituden, welche ſich die Deutſchen unter dem Titel von naiven und ſcherzhaften Liedern vorſingen laſſen, und an

denen ſie ſich bei einer wohlbeſetzten Tafel ganz unendlich zu beluſtigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung duldet man dieſe Armſeligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht ſorgfältig genug verbannen kann. Die Muſen an der Pleiße bilden hier beſonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der Leine und Elbe in nicht beſſern Accorden geantwortet. * So inſipid dieſe Scherze ſind, ſo kläglich läßt ſich der Affect auf unſern tragiſchen Bühnen hören, welcher, anſtatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geiſtloſen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht, ſo daß es uns nach einem ſolchen Thränenmahle gerade zu Muth iſt, als wenn wir einen Beſuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menſchliches Elend geleſen hätten. Noch viel ſchlimmer ſteht es um die ſatiriſche Dichtkunſt und um den komiſchen Roman insbeſondere, die ſchon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben ſo nahe liegen und daher billig, wie jeder Gränzpoſten, gerade in den beſten Händen ſeyn ſollten. Derjenige hat wahrlich den wenigſten Beruf, der Maler ſeiner Zeit zu werden, der das Geſchöpf und die Carricatur derſelben iſt; aber da

* Die guten Freunde haben es ſehr übel aufgenommen, was ein Recenſent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürgerſchen Gedichten getadelt hat, und der Ingrimm, womit ſie wider dieſen Stachel lecken, ſcheint zu erkennen zu geben, daß ſie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darin irren ſie ſich ſehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgeſtattet war, aber verſäumt hatte, durch eigene Cultur jenes ſeltene Geſchenk auszubilden. Ein ſolches Individuum durfte und mußte man unter den höchſten Maßſtab der Kunſt ſtellen, weil es Kraft in ſich hatte, demſelben, ſobald es ernſtlich wollte, genug zu thun; aber es wäre lächerlich und grauſam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Product, das ſie zu Markte bringen, ein vollgültiges Testimonium paupertatis aufweiſen.

es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär' es auch nur einen dicken Mann, unter seiner Bekanntschaft aufzujagen und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern und einen Cirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergötzen. Ein reingestimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse einer gemeinen Natur mit den geistreichen Früchten des naiven Genies zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bei Werken des schönen Geistes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei, wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der Leerheit erholen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Cultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuß aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt: denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie

zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begränzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu idealisiren — sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist ebenso in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in der eigenthümlichen Handlungsweise des naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in sich unumschränkt walten, und da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer nüchtern genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der

Selbſtthätigkeit eben ſo ſehr überwogen wird, als ſie in dem naiven die Selbſtthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den Geiſt vermißt, ſo wird man bei den Geburten des ſentimentaliſchen oft vergebens nach dem Gegenſtande fragen. Beide werden alſo, wiewohl auf ganz entgegengeſetzte Weiſe, in den Fehler der Leerheit verfallen: denn ein Gegenſtand ohne Geiſt und ein Geiſtesſpiel ohne Gegenſtand ſind beide ein Nichts in dem äſthetiſchen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einſeitig aus der Gedankenwelt ſchöpfen und mehr durch eine innere Ideenfülle als durch den Drang der Empfindung zum poetiſchen Bilden getrieben werden, ſind mehr oder weniger in Gefahr, auf dieſen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Gränzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber ſo weit getrieben, daß ihm nicht nur keine beſtimmte Erfahrung mehr entſprechen kann (denn bis dahin darf und muß das Idealſchöne gehen), ſondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerſtreitet, und daß folglich, um ihn wirklich zu machen, die menſchliche Natur ganz und gar verlaſſen werden müßte, dann iſt es nicht mehr ein poetiſcher, ſondern ein überſpannter Gedanke — vorausgeſetzt nämlich, daß er ſich als darſtellbar und dichteriſch angekündigt habe: denn hat er dieſes nicht, ſo iſt es ſchon genug, wenn er ſich nur nicht ſelbſt widerſpricht. Widerſpricht er ſich ſelbſt, ſo iſt er nicht mehr Ueberſpannung, ſondern Unſinn: denn, was überhaupt nicht iſt, das kann auch ſein Maß nicht überſchreiten. Kündigt er ſich aber gar nicht als ein Object für die Einbildungskraft an, ſo iſt er eben ſo wenig Ueberſpannung:

denn das bloße Denken ist gränzenlos, und, was keine Gränze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin übermenschlich sind und auch nicht anders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgibt und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn, thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Gränzen auf den Gegenstand übertragen und aus einem absoluten Object ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen), oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Gränzen nehmen, d. h., er würde sie aufheben, worin eben das Ueberspannte besteht.

Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Object der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern, der bloß dem unberufenen Nachahmer desselben droht: daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja, des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar

nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu und wird, vom Herzen kommend, auch das Herz nicht verfehlen. Aber, da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abälard, was Petrarch für seine Laura, was St. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandschen meine ich) für ihre Ideale empfinden: die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt außerhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und, wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen, charakterisirt, so ist die scrupulöse, bis zur Kostbarkeit getriebene Delicatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjectiv wahr, sondern auch in objectiver Rücksicht nicht gehaltlos: es sind echte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum

verwerflich ſind, weil ſie die Gränzen menſchlicher Wahrheit überſchreiten. Ohne jene moraliſche Realität — wie wäre es möglich, daß ſie mit ſolcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Daſſelbe gilt auch von der moraliſchen und religiöſen Schwärmerei und von der exaltirten Freiheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenſtände dieſer Empfindungen immer Ideen ſind und in der äußern Erfahrung nicht erſcheinen (denn, was z. B. den politiſchen Enthuſiaſten bewegt, iſt nicht, was er ſieht, ſondern, was er denkt), ſo hat die ſelbſtthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die ſinnliche Gegenwart ihres Objects in ihre Gränzen zurückgewieſen werden. Aber weder der Menſch überhaupt noch der Dichter insbeſondere darf ſich der Geſetzgebung der Natur anders entziehen, als um ſich unter die entgegengeſetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlaſſen, denn an einem von dieſen beiden Ankern *muß* die Freiheit befeſtigt ſeyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale iſt ſo weit, und dazwiſchen liegt die Phantaſie mit ihrer zügelloſen Willkür. Es iſt daher unvermeidlich, daß der Menſch überhaupt, wie der Dichter insbeſondere, wenn er ſich durch die Freiheit ſeines Verſtandes aus der Herrſchaft der Gefühle begibt, ohne durch Geſetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h., wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, ſo lang *ohne Geſetz* iſt, mithin der Phantaſterei zum Raube dahingegeben wird.

Daß ſowohl ganze Völker als einzelne Menſchen, welche der ſichern Führung der Natur ſich entzogen haben, ſich wirklich in dieſem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben dieſe ſtellt auch Beiſpiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunſt auf. Weil der echte ſentimentaliſche

Dichtungstrieb, um ſich zum Idealen zu erheben, über die Gränzen wirklicher Natur hinausgehen muß, ſo geht der unechte über jede Gränze überhaupt hinaus und überredet ſich, als wenn ſchon das wilde Spiel der Imagination die poetiſche Begeiſterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann dieſes nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es ſich ſelbſt verloren hat; da es hingegen durch ſeine Natur ſelbſt zu einer überſpannten Empfindungsweiſe verführt werden kann. Es kann aber durch ſein Beiſpiel Andere zur Phantaſterei verführen, weil Leſer von reger Phantaſie und ſchwachem Verſtand ihm nur die Freiheiten abſehen, die es ſich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu ſeiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem ſentimentaliſchen Genie hier, wie wir bei dem naiven geſehen haben. Weil dieſes durch ſeine Natur Alles ausführte, was es thut, ſo will der gemeine Nachahmer an ſeiner eigenen Natur keine ſchlechtere Führerin haben. Meiſterſtücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die platteſten und ſchmutzigſten Abdrücke gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der ſentimentaliſchen ein zahlreiches Heer phantaſtiſcher Productionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieſes in der Literatur eines jeden Volkes leichtlich nachzuweiſen iſt.

Es ſind in Rückſicht auf Poeſie zwei Grundſätze im Gebrauch, die an ſich völlig richtig ſind, aber in der Bedeutung, worin man ſie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erſten, „daß die Dichtkunſt zum Vergnügen und zur Erholung diene," iſt ſchon oben geſagt worden, daß er der Leerheit und Platitude in poetiſchen Darſtellungen nicht wenig günſtig ſey; durch den andern Grundſatz, „daß ſie zur moraliſchen Veredlung des Menſchen diene," wird das Ueberſpannte

in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig, beide Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worein wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Setzen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unserer physischen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns geschieht, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Setzen wir hingegen unsern natürlichen Zustand in ein unbegränztes Vermögen zu jeder menschlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und Vereinzelung dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsers Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der sinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der menschlichen aufgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn: denn Niemand wird gern das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben *an poetische Werke* zu machen pflegt, vorzugsweise von dem *sinnlichen Ideal* hergenommen, und in den meisten Fällen *wird nach diesem* — zwar nicht die Achtung bestimmt, die

man dieſen Werken erweist, aber doch die Neigung entſchieden, und der Liebling gewählt. Der Geiſteszuſtand der mehrſten Menſchen iſt auf einer Seite anſpannende und erſchöpfende Arbeit, auf der andern erſchlaffender Genuß. Jene aber, wiſſen wir, macht das ſinnliche Bedürfniß nach Geiſtesruhe und nach einem Stillſtand des Wirkens ungleich dringender als das moraliſche Bedürfniß nach Harmonie und nach einer abſoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erſt die Natur befriedigt ſeyn muß, ehe der Geiſt eine Forderung machen kann; dieſer bindet und lähmt die moraliſchen Triebe ſelbſt, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts iſt daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als dieſe beiden nur allzu gewöhnlichen Gemüthsſtimmungen unter den Menſchen, und es erklärt ſich daraus, warum ſo gar Wenige, ſelbſt von den Beſſern, in äſthetiſchen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit iſt das Product der Zuſammenſtimmung zwiſchen dem Geiſt und den Sinnen; es ſpricht zu allen Vermögen des Menſchen zugleich und kann daher nur unter der Vorausſetzung eines vollſtändigen und freien Gebrauchs aller ſeiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen friſchen und ungeſchwächten Geiſt muß man dazu mitbringen, ſeine ganze Natur muß man beiſammen haben, welches keineswegs der Fall Derjenigen iſt, die durch abſtractes Denken in ſich ſelbſt getheilt, durch kleinliche Geſchäftsformeln eingeengt, durch anſtrengendes Aufmerken ermattet ſind. Dieſe verlangen zwar nach einem ſinnlichen Stoff, aber nicht, um das Spiel der Denkkräfte daran fortzuſetzen, ſondern, um es einzuſtellen. Sie wollen frei ſeyn, aber nur von einer Laſt, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man ſich alſo noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Leerheit in äſthetiſchen Dingen und über die Rache der ſchwachen Geiſter an dem wahren und energiſchen Schönen verwundern? Auf Erholung rechneten ſie bei dieſem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken ſie, daß ihnen jetzt erſt eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem beſten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen ſind ſie willkommen, wie ſie ſind: denn, ſo wenig Kraft ſie auch mitbringen, ſo brauchen ſie doch noch viel weniger, um den Geiſt ihres Schriftſtellers auszuſchöpfen. Der Laſt des Denkens ſind ſie hier auf Einmal entledigt, und die losgeſpannte Natur darf ſich im ſeligen Genuß des Nichts auf dem weichen Polſter der Platitude pflegen. In dem Tempel Thaliens und Melpomenens, ſo wie er bei uns beſtellt iſt, thront die geliebte Göttin, empfängt in ihrem weiten Schoß den ſtumpfſinnigen Gelehrten und den erſchöpften Geſchäftsmann und wiegt den Geiſt in einen magnetiſchen Schlaf, indem ſie die erſtarrten Sinne erwärmt und die Einbildungskraft in einer ſüßen Bewegung ſchaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachſehen, was ſelbſt den beſten oft genug zu begegnen pflegt! Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und ſich auch ungefordert nimmt (und nur für ſolche Momente pflegt man den Genuß ſchöner Werke aufzuſparen), iſt der äſthetiſchen Urtheilskraft ſo wenig günſtig, daß unter den eigentlich beſchäftigten Klaſſen nur äußerſt Wenige ſeyn werden, die in Sachen des Geſchmacks mit Sicherheit und, worauf hier ſo viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß ſich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in

Urtheilen über die Schönheit die lächerlichſten Blößen geben, und daß beſonders die Kunſtrichter von Handwerk der Spott aller Kenner ſind. Ihr verwahrlostes, bald überſpanntes, bald rohes Gefühl leitet ſie in den mehrſten Fällen falſch, und, wenn ſie auch zu Vertheidigung desſelben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, ſo können ſie daraus nur techniſche (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber äſthetiſche Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfaſſen müſſen, und bei denen alſo die Empfindung entſcheiden muß. Wenn ſie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leiſten und es bei den erſtern bewenden laſſen wollten, ſo möchten ſie immer noch Nutzen genug ſtiften, da der Dichter in ſeiner Begeiſterung und der empfindende Leſer im Moment des Genuſſes das Einzelne gar leicht vernachläſſigen. Ein deſto lächerlicheres Schauſpiel iſt es aber, wenn dieſe rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an ſich ſelbſt höchſtens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräſentanten des allgemeinen Gefühls aufſtellen und im Schweiß ihres Angeſichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poeſie zu gewähren habe, werden, wie wir geſehen, gewöhnlich viel zu enge Gränzen geſetzt, weil man ihn zu einſeitig auf das bloße Bedürfniß der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabſichtigen ſoll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einſeitig nach der bloßen Idee beſtimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Veredlung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen ſich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet und

nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur; sie erkennt keine andere Gränzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, daß er sich über alle Gränzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer reinen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Gränzen zu verrücken. Was er über diese Linien heraus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzuleicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das Schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und, indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und, was der contemplative Geist auf dem ruhigen

Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Menſch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben Das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weiſen zu bilden, und der Vorzug des Letztern möchte wohl weniger darin beſtehen, daß er das Erſte nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben iſt.

Da es alſo weder dem arbeitenden Theile der Menſchen überlaſſen werden darf, den Begriff der Erholung nach ſeinem Bedürfniß, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach ſeinen Speculationen zu beſtimmen, wenn jener Begriff nicht zu phyſiſch und der Poeſie zu unwürdig, dieſer nicht zu hyperphyſiſch und der Poeſie zu überſchwänglich ausfallen ſoll — dieſe beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poeſie und poetiſche Werke regieren, ſo müſſen wir uns, um ſie auslegen zu laſſen, nach einer Klaſſe von Menſchen umſehen, welche, ohne zu arbeiten, thätig iſt und idealiſiren kann, ohne zu ſchwärmen, welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigſt-möglichen Schranken desſelben in ſich vereinigt und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desſelben zu werden. Nur eine ſolche Klaſſe kann das ſchöne Ganze menſchlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerſtört wird, aufbewahren und in Allem, was rein menſchlich iſt, durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geſetze geben. Ob eine ſolche Klaſſe wirklich exiſtire, oder, vielmehr, ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältniſſen wirklich exiſtirt, dieſem Begriffe auch im Innern entſpreche, iſt eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu ſchaffen habe. Entſpricht ſie demſelben nicht, ſo hat ſie bloß ſich ſelbſt

Theoretiſche ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rückſicht auf das Practiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt, und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als im Theoretiſchen ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſteht. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und, wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden, bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf. *

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beiden dasſelbe Verhältniß Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beiden, folglich eine Begünſtigung des einen mit Ausſchließung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich, und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung beider dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich beide in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle des Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desſelben und mit Beibehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

ird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe m Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig nd bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt le einen ſelbſtſtändigen, großen Charakter aus. Alles Indi=iduelle in ihr iſt nur deßwegen, weil etwas Anderes iſt; ichts ſpringt aus ſich ſelbſt, Alles nur aus dem vorherge=enden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen uf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn er andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stetigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts ſt frei in der Natur, aber auch nichts iſt willkürlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf Alles, was bedingungs=eiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Er=ahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genom=men, auch nur einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſ=ſen zu etwas Unbedingtem gelangen, ſo muß er es auf dem nämlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein Unend=liches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemein=heit das Höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung iſt; in Allem hingegen, was zum erſten Male ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Theoretiſche ein nüchterner Beobachtungsgeiſt und eine feſte Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rückſicht auf das Practiſche eine reſignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung alſo in das, was iſt, und was ſeyn muß. Es bleibt von dem ſentimentaliſchen Charakter nichts übrig, als im Theoretiſchen ein unruhiger Spekulationsgeiſt, der auf das Unbedingte in allen Erkenntniſſen dringt, im Praktiſchen ein moraliſcher Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen beſteht. Wer ſich zu der erſten Klaſſe zählt, kann ein Realiſt, und, wer zur andern, ein Idealiſt genannt werden, bei welchen Namen man ſich aber weder an den guten noch ſchlimmen Sinn, den man in der Metaphyſik damit verbindet, erinnern darf. *

Da der Realiſt durch die Nothwendigkeit der Natur ſich beſtimmen läßt, der Idealiſt durch die Nothwendigkeit der Vernunft ſich beſtimmt, ſo muß zwiſchen beiden dasſelbe Verhältniß Statt finden, welches zwiſchen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es bei dieſer Eintheilung ganz und gar nicht darauf abgeſehen iſt, eine Wahl zwiſchen beiden, folglich eine Begünſtigung des einen mit Ausſchließung des andern zu veranlaſſen. Gerade dieſe Ausſchließung, welche ſich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich, und das Reſultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweis ſeyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einſchließung beider dem Vernunftbegriffe der Menſchheit kann Genüge geleiſtet werden. Uebrigens nehme ich beide in ihrem würdigſten Sinn und in der ganzen Fülle des Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desſelben und mit Beibehaltung ihrer ſpecifiſchen Unterſchiede beſtehen kann. Auch wird es ſich zeigen, daß ein hoher Grad menſchlicher Wahrheit ſich mit beiden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im Einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form, aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

wird. Die Natur, wiſſen wir, obgleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt ſich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erſcheinungen drückt ſie einen ſelbſtſtändigen, großen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr iſt nur deßwegen, weil etwas Anderes iſt; nichts ſpringt aus ſich ſelbſt, Alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben dieſe gegenſeitige Beziehung der Erſcheinungen auf einander ſichert einer jeden das Daſeyn durch das Daſeyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen iſt die Stetigkeit und Nothwendigkeit derſelben unzertrennlich. Nichts iſt frei in der Natur, aber auch nichts iſt willkürlich in derſelben.

Und gerade ſo zeigt ſich der Realiſt, ſowohl in ſeinem Wiſſen als in ſeinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweiſe exiſtirt, erſtreckt ſich der Kreis ſeines Wiſſens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntniſſen, und die Regeln, die er ſich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Geſetz, ſo wird er ſich unausbleiblich in Irrthum ſtürzen. Will daher der Realiſt in ſeinem Wiſſen zu etwas Unbedingtem gelangen, ſo muß er es auf dem nämlichen Wege verſuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen und in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig abgeſchloſſen wird, ſo iſt eine comparative Allgemeinheit das Höchſte, was der Realiſt in ſeinem Wiſſen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er ſeine Einſicht und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung iſt; in Allem hingegen, was zum erſten Male ſich darſtellt, kehrt ſeine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

das Allgemeine ſein Augenmerk richtet, welches die verſchiedenſten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Beſondere vernachläſſigen, wodurch ſie ſich von einander unterſcheiden. Er wird alſo ſehr viel mit ſeinem Wiſſen umfaſſen können und vielleicht eben deßwegen wenig faſſen und oft an Einſicht verlieren, was er an Ueberſicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der ſpeculative Verſtand den gemeinen um ſeiner Beſchränktheit willen verachtet, der gemeine Verſtand den ſpeculativen ſeiner Leerheit wegen verlacht: denn die Erkenntniſſe verlieren immer an beſtimmtem Gehalt, was ſie an Umfang gewinnen.

In der moraliſchen Beurtheilung wird man bei dem Idealiſten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moraliſche Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur in ſo fern Idealiſt heißt, als er aus reiner Vernunft ſeine Beſtimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Aeußerungen ſich abſolut beweist, ſo tragen ſchon ſeine einzelnen Handlungen, ſobald ſie überhaupt nur moraliſch ſind, den ganzen Charakter moraliſcher Selbſtſtändigkeit und Freiheit; und, gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft ſittliche That, die es auch vor einem rigoriſtiſchen Urtheil bliebe, ſo kann ſie nur von dem Idealiſten ausgeübt werden. Aber, je reiner die Sittlichkeit ſeiner einzelnen Handlungen iſt, deſto zufälliger iſt ſie auch: denn Stetigkeit und Nothwendigkeit iſt zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches ſich widerſpricht, ſondern, weil die menſchliche Natur eines conſequenten Idealism gar nicht fähig iſt. Wenn ſich der Realiſt, auch in ſeinem moraliſchen Handeln, einer phyſiſchen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, ſo muß

der Idealiſt einen Schwung nehmen, er muß augenblicklich ſeine Natur exaltiren, und er vermag nichts, als inſofern er begeiſtert iſt. Alsdann freilich vermag er auch deſto mehr, und ſein Betragen wird einen Charakter von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realiſten vergeblich ſucht. Aber das wirkliche Leben iſt keineswegs geſchickt, jene Begeiſterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, ſie gleichförmig zu nähren. Gegen das Abſolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Abſolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu ſtarken Abſatz. Weil ſein Wille, der Form nach, immer auf das Ganze gerichtet iſt, ſo will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchſtücke richten, und doch ſind es mehrentheils nur geringfügige Leiſtungen, wodurch er ſeine moraliſche Geſinnung beweiſen kann. So geſchieht es denn nicht ſelten, daß er über dem unbegränzten Ideale den begränzten Fall der Anwendung überſieht und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabſäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man alſo dem Realiſten Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſo muß man ihn nach dem ganzen Zuſammenhang ſeines Lebens richten; will man ſie dem Idealiſten erweiſen, ſo muß man ſich an einzelne Aeußerungen desſelben halten, aber man muß dieſe erſt herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches ſo gern nach dem Einzelnen entſcheidet, wird daher über den Realiſten gleichgültig ſchweigen, weil ſeine einzelnen Lebensacte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealiſten hingegen wird es immer Partei ergreifen und zwiſchen Verwerfung und Bewunderung ſich theilen, weil in dem Einzelnen ſein Mangel und ſeine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bei einer so großen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn und, wenn sie selbst in den Objecten und Resultaten übereintrafen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sey, und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sey, und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen), weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Bedingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion vergißt er seinen Vortheil nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des höchsten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den Wohlstand bezweckt, gesetzt, daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die Freiheit zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zustandes ist jenem, Unabhängigkeit von dem Zustande ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihr beiderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zuneigung immer dadurch beweisen, daß er gibt, der Idealist dadurch, daß er empfängt; durch das, was er in seiner Großmuth aufopfert, verräth jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen

Zuſtand bezahlen, aber er achtet dieſes Opfer nicht; der Realiſt büßt die Mängel des ſeinigen mit ſeiner perſönlichen Würde, aber er erfährt nichts von dieſem Opfer. Sein Syſtem bewährt ſich an Allem, wovon er Kundſchaft hat, und wornach er ein Bedürfniß empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung, und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er iſt im Beſitze, die Erde iſt ſein, und es iſt Licht in ſeinem Verſtande, und Zufriedenheit wohnt in ſeiner Bruſt. Der Idealiſt hat lange kein ſo gutes Schickſal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er verſäumte, den Moment zu ſeinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit ſich ſelbſt; weder ſein Wiſſen noch ſein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von ſich fordert, iſt ein Unendliches, aber beſchränkt iſt Alles, was er leiſtet. Dieſe Strenge, die er gegen ſich ſelbſt beweist, verleugnet er auch nicht in ſeinem Betragen gegen Andere. Er iſt zwar großmüthig, weil er ſich, Andern gegenüber, ſeines Individuums weniger erinnert; aber er iſt öfters unbillig, weil er das Individuum eben ſo leicht in Andern überſieht. Der Realiſt hingegen iſt weniger großmüthig; aber er iſt billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begränzung beurtheilt. Das Gemeine, ja, ſelbſt das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Excentriſche nicht; der Idealiſt hingegen iſt ein geſchworner Feind alles Kleinlichen und Platten und wird ſich ſelbſt mit dem Extravaganten und Ungeheuren verſöhnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweist ſich als Menſchenfreund, ohne eben einen ſehr hohen Begriff von dem Menſchen und der Menſchheit zu haben; dieſer denkt von der Menſchheit ſo groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menſchen zu verachten.

Der Realiſt für ſich allein würde den Kreis der Menſchheit nie über die Gränzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menſchlichen Geiſt mit ſeiner ſelbſtſtändigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Abſolute in der Menſchheit iſt ihm nur eine ſchöne Chimäre, und der Glaube daran nicht viel beſſer als Schwärmerei, weil er den Menſchen niemals in ſeinem reinen Vermögen, immer nur in einem beſtimmten und eben darum begränzten Wirken erblickt. Aber der Idealiſt für ſich allein würde eben ſo wenig die ſinnlichen Kräfte cultivirt und den Menſchen als Naturweſen ausgebildet haben, welches doch ein gleich weſentlicher Theil ſeiner Beſtimmung und die Bedingung aller moraliſchen Veredlung iſt. Das Streben des Idealiſten geht viel zu ſehr über das ſinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er ſäen und pflanzen und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken iſt. Die Welt, wie der Realiſt ſie um ſich herum bilden möchte und wirklich bildet, iſt ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles ſeine Stelle verdient und, was nicht Früchte trägt, verbannt iſt; die Welt unter den Händen des Idealiſten iſt eine weniger benutzte, aber in einem größern Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Menſch noch zu etwas Anderm da ſeyn könne, als wohl und zufrieden zu leben, und daß er nur deßwegen Wurzeln ſchlagen ſoll, um ſeinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieſer denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan iſt, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem Syſtem etwas ausgelaſſen iſt, wornach doch ein dringendes und nicht zu umgehendes Bedürfniß in

der Natur ſich vorfindet, ſo iſt die Natur nur durch eine Inconſequenz gegen das Syſtem zu befriedigen. Einer ſolchen Inconſequenz machen auch hier beide Theile ſich ſchuldig, und ſie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben ſeyn könnte, zugleich die Einſeitigkeit beider Syſteme und den reichen Gehalt der menſchlichen Natur. Von dem Idealiſten brauch' ich es nicht erſt insbeſondere darzuthun, daß er nothwendig aus ſeinem Syſtem treten muß, ſobald er eine beſtimmte Wirkung bezweckt: denn alles beſtimmte Daſeyn ſteht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empiriſchen Geſetzen. In Rückſicht auf den Realiſten hingegen könnte es zweifelhaft erſcheinen, ob er nicht auch ſchon innerhalb ſeines Syſtems allen nothwendigen Forderungen der Menſchheit Genüge leiſten kann. Wenn man den Realiſten fragt: Warum thuſt du, was recht iſt, und leideſt, was nothwendig iſt? ſo wird er im Geiſt ſeines Syſtems darauf antworten: Weil es die Natur ſo mit ſich bringt, weil es ſo ſeyn muß. Aber damit iſt die Frage noch keineswegs beantwortet, denn es iſt nicht davon die Rede, was die Natur mit ſich bringt, ſondern, was der Menſch will: denn er kann ja auch nicht wollen, was ſeyn muß. Man kann ihn alſo wieder fragen: Warum willſt du denn, was ſeyn muß? Warum unterwirft ſich dein freier Wille dieſer Naturnothwendigkeit, da er ſich ihr eben ſo gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede iſt) entgegenſetzen könnte und ſich in Millionen deiner Brüder derſelben wirklich entgegenſetzt? Du kannſt nicht ſagen, weil alle andere Naturweſen ſich derſelben unterwerfen, denn du allein haſt einen Willen, ja, du fühlſt, daß deine Unterwerfung eine freiwillige ſeyn ſoll. Du unterwirfſt dich alſo, wenn es freiwillig geſchieht, nicht der Naturnothwendigkeit ſelbſt, ſondern der Idee derſelben: denn jene zwingt

dich bloß blind, wie ſie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann ſie nichts anhaben, da du, ſelbſt von ihr zermalmt, einen andern Willen haben kannſt. Woher bringſt du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes), und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit, liefert. Du gehſt alſo über die Natur hinaus und beſtimmſt dich idealiſtiſch, ſo oft du entweder moraliſch handeln oder nur nicht blind leiden willſt. Es iſt alſo offenbar, daß der Realiſt würdiger handelt, als er ſeiner Theorie nach zugibt, ſo wie der Idealiſt erhabener denkt, als er handelt. Ohne es ſich ſelbſt zu geſtehen, beweist jener durch die ganze Haltung ſeines Lebens die Selbſtſtändigkeit, dieſer durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menſchlichen Natur.

Einem aufmerkſamen und parteiloſen Leſer werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch Derjenige eingeſtehen kann, der das Reſultat nicht annimmt) nicht erſt zu beweiſen brauchen, daß das Ideal menſchlicher Natur unter beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht iſt. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtſame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zuſtand des Menſchen ſchlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewiſſen Bedingungen iſt, was unter beſtimmten Vorausſetzungen erfolgt, was zu beſtimmten Zwecken geſchehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig ſeyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unſerer bloßen Vernunft über das äußere Daſeyn *der Dinge etwas* ausmachen zu wollen, ſo treiben wir bloß

ein leeres Spiel, und das Reſultat wird auf nichts hinauslaufen: denn alles Daſeyn ſteht unter Bedingungen, und die Vernunft beſtimmt unbedingt. Laſſen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entſcheiden, was ſchon der bloße Begriff unſers eignen Seyns mit ſich bringt, ſo machen wir uns ſelber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unſre Perſönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem erſten Fall iſt es alſo um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unſers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moraliſchen Gehalt) unſers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Realiſten einen moraliſchen Werth und dem Idealiſten einen Erfahrungsgehalt zugeſtanden, aber bloß, inſofern beide nicht ganz conſequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das Syſtem. Obgleich aber beide dem Ideal vollkommener Menſchheit nicht ganz entſprechen, ſo iſt zwiſchen beiden doch der wichtige Unterſchied, daß der Realiſt zwar dem Vernunftbegriff der Menſchheit in keinem einzelnen Falle Genüge leiſtet, dafür aber dem Verſtandesbegriff derſelben auch niemals widerſpricht, der Idealiſt hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchſten Begriff der Menſchheit näher kommt, dagegen aber nicht ſelten ſogar unter dem niedrigſten Begriffe derſelben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menſchlich gut, als, daß das Einzelne zufällig göttlich ſey — und, wenn alſo der Idealiſt ein geſchickteres Subject iſt, uns von dem, was der Menſchheit möglich iſt, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Beſtimmung einzuflößen, ſo kann nur der Realiſt ſie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Gränzen erhalten. Jener iſt zwar ein edleres,

aber ein ungleich weniger vollkommenes Weſen; dieſer erſcheint zwar durchgängig weniger edel, aber er iſt dagegen deſto vollkommener: denn das Edle liegt ſchon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer beſten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beiderſeitigen Caricaturen. Der wahre Realism iſt wohlthätig in ſeinen Wirkungen und nur weniger edel in ſeiner Quelle; der falſche iſt in ſeiner Quelle verächtlich und in ſeinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realiſt nämlich unterwirft ſich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und abſoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Geſetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen: daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem echten Idealiſten in dem endlichen Reſultat übereinkommen wird, wie verſchieden auch der Weg iſt, welchen beide dazu einſchlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft ſich der Natur als einer Macht und mit wahlloſer blinder Ergebung. Auf das Einzelne ſind ſeine Urtheile, ſeine Beſtrebungen beſchränkt; er glaubt und begreift nur, was er betaſtet; er ſchätzt nur, was ihn ſinnlich verbeſſert. Er iſt daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; ſeine Selbſtheit iſt unterdrückt, und als Menſch hat er abſolut keinen Werth und keine Würde; aber als Sache iſt er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut ſeyn. Eben die Natur, der er ſich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz ſinken; ihre ewigen Gränzen ſchützen ihn, ihre

unerſchöpflichen Hülfsmittel retten ihn, ſobald er ſeine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in dieſem Zuſtand von keinen Geſetzen weiß, ſo walten dieſe doch unerkannt über ihm, und wie ſehr auch ſeine einzelnen Beſtrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, ſo wird ſich dieſes doch unfehlbar dagegen zu behaupten wiſſen. Es gibt Menſchen genug, ja, wohl ganze Völker, die in dieſem verächtlichen Zuſtande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgeſetzes, ohne alle Selbſtheit, beſtehen und daher auch nur zu *etwas* gut ſind; aber daß ſie auch nur leben und beſtehen, beweist, daß dieſer Zuſtand nicht ganz gehaltlos iſt.

Wenn dagegen ſchon der wahre Idealism in ſeinen Wirkungen unſicher und öfters gefährlich iſt, ſo iſt der falſche in den ſeinen ſchrecklich. Der wahre Idealiſt verläßt nur deßwegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch ſtreben heißt; der Phantaſt verläßt die Natur aus bloßer Willkür, um dem Eigenſinne der Begierden und den Launen der Einbildungskraft deſto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von phyſiſchen Nöthigungen, in die Losſprechung von moraliſchen ſetzt er ſeine Freiheit. Der Phantaſt verläugnet alſo nicht bloß den menſchlichen — er verläugnet allen Charakter, er iſt völlig ohne Geſetz, er iſt alſo gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantaſterei keine Ausſchweifung der Natur, ſondern der Freiheit iſt, alſo aus einer an ſich achtungswürdigen Anlage entſpringt, die ins Unendliche perfectibel iſt, ſo führt ſie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenloſe Tiefe und kann nur in einer völligen Zerſtörung ſich endigen.

Ueber

den moraliſchen Nutzen

äſthetiſcher Sitten.

Der Verfaſſer des Aufſatzes über die Gefahr äſthetiſcher Sitten im eilften Stücke der Horen des Jahres 1795 * hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitgefühle gegründet wird und den Geſchmack allein zu ihrem Gewährsmanne hat. Aber auf das moraliſche Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichſten Einfluß, und von dieſem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geſchmacke das Verdienſt zuſchreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, ſo kann meine Meinung gar nicht ſeyn, daß der Antheil, den der gute Geſchmack an einer Handlung nimmt, dieſe Handlung zu einer ſittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als ſich ſelbſt. Der Geſchmack kann die

* Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufſatz iſt ein Theil jener Abhandlung, welche der Verfaſſer unter dem Titel: Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauche ſchöner Formen (ſ. S. 134), der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

Moralität des Betragens begünſtigen, wie ich in dem gegenwärtigen Verſuche zu erweiſen hoffe, aber er ſelbſt kann durch ſeinen Einfluß nie etwas Moraliſches erzeugen.

Es iſt hier mit der innern und moraliſchen Freiheit ganz derſelbe Fall, wie mit der äußern phyſiſchen: frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluſſe, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeſchränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verſchiedenen Grunde zu danken haben, ſobald angenommen wird, daß der Letztere meinen Willen hätte einſchränken können. Eben ſo kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verſchiedenen Grunde zu danken haben, ſobald dieſer Letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einſchränken können. Wie man alſo gar wohl ſagen kann, daß ein Menſch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit ſelbſt darin beſteht, daß man überhoben iſt, ſich nach Andern zu richten: eben ſo gut kann man ſagen, daß der Geſchmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend ſelbſt es ausdrücklich mit ſich bringt, daß man ſich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicher Weiſe Derjenige ſich ruhig verhält, der ſie hätte einſchränken können, ſobald wir nur wiſſen, daß der Handelnde dabei bloß ſeinem eigenen Willen folgte ohne Rückſicht auf einen fremden. Eben ſo verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädicat einer ſittlichen noch nicht, weil glücklicher Weiſe die Verſuchungen fehlen, die ſie hätten rückgängig machen können, ſobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausſpruche ſeiner Vernunft mit Ausſchließung fremder Triebfedern folgte. Die

Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Urſprunge aus dem Willen der Perſon, die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Beſtimmung des Willens durch das Geſetz der Vernunft.

Es kann uns ſchwerer oder leichter werden, als freie Menſchen zu handeln, jenachdem wir auf Kräfte ſtoßen, die unſrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Freiheit. Unſere Freiheit iſt größer, ſichtbarer wenigſtens, wenn wir ſie bei noch ſo heftigem Widerſtande feindſeliger Kräfte behaupten; aber ſie hört darum nicht auf, wenn unſer Wille keinen Widerſtand findet, oder wenn eine fremde Gewalt ſich ins Mittel ſchlägt und dieſen Widerſtand ohne unſer Zuthun vernichtet.

Eben ſo mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf koſten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, jenachdem ſich Antriebe in uns regen, die ihren Vorſchriften widerſtreiten, und die wir abweiſen müſſen. In ſo fern gibt es Grade der Moralität. Unſere Moralität iſt größer, hervorſtechender wenigſtens, wenn wir, bei noch ſo großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber ſie hört deßwegen nicht auf, wenn ſie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unſere Willenskraft, dieſe Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln ſittlichgut, ſobald wir nur darum ſo handeln, weil es ſittlich iſt, und ohne uns erſt zu fragen, ob es auch angenehm iſt, geſetzt auch, es wäre eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menſchlichen Natur läßt ſich annehmen, daß kein Menſch ſo tief ſinken kann, um das Böſe bloß

ßwegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern, daß jeder
ne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das
ute ist, wenn es nicht zufälliger Weise das Angenehme
schlösse oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Un-
oralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision
s Guten mit dem Angenehmen oder, was auf Eins hinaus-
uft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen und
erseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andererseits
: Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu
ben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert wer-
n, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird: entweder
an muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten
illens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen
nne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen,
mit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute
ille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Ope-
tion die Moralität selbst nichts gewönne, weil mit dem
illen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung mo-
lisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber
ch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man
nen schlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur
ien guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache
te Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was
leicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm
tgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der
rund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vor-
nden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen,
ß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den
iderstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt und, sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Object durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unsrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unsrer sittlichen Bestimmung im Streite und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Hinblick auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersetzt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut Alles, was eckig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den rohen Ausbrüchen

der Natur eine Gränze ſetzen, dies fordert ſchon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes iſt als ein äſthetiſches Geſetz, von jedem civiliſirten Menſchen. Dieſer Zwang, den ſich der civiliſirte Menſch bei Aeußerung ſeiner Gefühle auflegt, verſchafft ihm über dieſe Gefühle ſelbſt einen Grad von Herrſchaft, erwirbt ihm wenigſtens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zuſtand ſeiner Seele durch einen Act von Selbſtthätigkeit zu unterbrechen und den raſchen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (denn dieſe muß immer ihr eigenes Werk ſeyn), aber es macht dem Willen Raum, ſich zur Tugend zu wenden. Dieſer Sieg des Geſchmacks über den rohen Affect iſt aber ganz und gar keine ſittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geſchmack gewinnt, noch ganz und gar keine moraliſche Freiheit. Der Geſchmack befreit das Gemüth bloß in ſo fern von dem Joche des Inſtincts, als er es in ſeinen Feſſeln führt, und, indem er den erſten und offenbaren Feind der ſittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er ſelbſt nicht ſelten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur deſto gefährlicher ſeyn kann. Der Geſchmack nämlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft ſeine Quelle iſt — aber, wo das Vergnügen den Willen beſtimmt, da iſt noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes iſt aber doch bei dieſer Einmiſchung des Geſchmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die ſich der Ausübung des Guten oft ſo hartnäckig und ſtürmiſch entgegenſetzen, ſind durch den Geſchmack aus dem

Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Object mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Musterung vor dem Schönheitssinn aushalten; und, wenn jetzt die Vernunft spricht und Handlungen der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die lebhafteste Beistimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe nach Constantinopel zu escortiren. Unterwegs, als beide allein zusammen ritten, bekömmt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf. Nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alexius

nicht glücklicher Weise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reißenden Oder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strome überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hülflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Nachen sprang, den kein Anderer besteigen wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern *schon in einer frühern* Instanz fallen. Nun regiert aber der

äſthetiſche Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Geſetze. Jener Menſch verſagt ſich alſo das angenehme Gefühl des geretteten Lebens, weil er das widrige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geſchäft wird alſo ſchon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieſes Menſchen, ſo legal es iſt, iſt moraliſch indifferent — eine bloße ſchöne Wirkung der Natur.

Geſetzt nun, der Andere, dem ſeine Vernunft vorſchrieb, etwas zu thun, wogegen ſich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen ſo reizbaren Schönheitsſinn, den Alles, was groß und vollkommen iſt, entzückt, ſo wird in demſelben Augenblicke, als die Vernunft ihren Ausſpruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird Das mit Neigung thun, was er ohne dieſe zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müſſen. Werden wir ihn aber deßwegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht: denn er handelt urſprünglich aus reiner Achtung für die Vorſchrift der Vernunft, und, daß er dieſe Vorſchrift mit Freuden befolgt, Das kann der ſittlichen Reinheit ſeiner That keinen Abbruch thun. Er iſt alſo moraliſch eben ſo vollkommen, phyſiſch hingegen iſt er bei Weitem vollkommener: denn er iſt ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geſchmack gibt alſo dem Gemüthe eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die ſie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günſtig ſind. Der Geſchmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erſte Anregung macht, Dasjenige ſchon vor ſeinem Richterſtuhle abthut, worüber ſonſt das Gewiſſen hätte

erkennen müſſen, und alſo Urſache iſt, daß ſich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moraliſche befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menſchen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoriſtiſch-moraliſcher Handlungen, ſondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem moraliſchen Geſetze, und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht ſo ſehr zur Empfehlung, wenn man in demſelben ſo oft von Moralität und einzelnen moraliſchen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Cultur, wenn ein ſolches ſich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede ſeyn werde. Der Geſchmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen poſitiv nutzen, wo die Vernunft die erſte Anregung macht und in Gefahr iſt, von der ſtärkern Gewalt der Naturtriebe überſtimmt zu werden. In dieſen Fällen nämlich ſtimmt er unſre Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht und macht alſo auch ein geringes Maß moraliſcher Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachſen.

Wenn nun der Geſchmack, als ſolcher, der wahren Moralität in keinem Falle ſchadet, in mehrern aber offenbar nutzt, ſo muß der Umſtand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unſers Betragens im höchſten Grade beförderlich iſt. Geſetzt nun, daß die ſchöne Cultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns beſſer geſinnt zu machen, ſo macht ſie uns wenigſtens geſchickt, auch ohne eine wahrhaft ſittliche Geſinnung alſo zu handeln, wie eine ſittliche Geſinnung es würde mit ſich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moraliſchen Forum ganz und gar nicht auf unſre Handlungen an, als inſofern ſie ein Ausdruck unſrer Geſinnungen ſind; aber vor dem phyſiſchen Forum und im Plane der

Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unſre Geſinnungen an, als inſofern ſie Handlungen veranlaſſen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun ſind aber beide Weltordnungen, die phyſiſche, worin Kräfte, und die moraliſche, worin Geſetze regieren, ſo genau auf einander berechnet und ſo innig mit einander verwebt, daß Handlungen, die ihrer Form nach moraliſch zweckmäßig ſind, durch ihren Inhalt zugleich eine phyſiſche Zweckmäßigkeit in ſich ſchließen; und, ſo wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu ſeyn ſcheint, um den höchſten aller Zwecke, der das Gute iſt, möglich zu machen, ſo läßt ſich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur iſt alſo von der Sittlichkeit unſrer Geſinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moraliſche Welt nicht verſtoßen, ohne zugleich in der phyſiſchen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menſchlichen Natur, ſolange ſie menſchliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten iſt, daß ſie ohne Unterbrechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle und nie gegen die ſittliche Ordnung anſtoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung ſowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns geſtehen müſſen, wie ſehr zufällig ihre wirkliche Ausübung iſt, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unſrer beſſeren Grundſätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieſem Bewußtſeyn unſrer Unzuverläſſigkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unſrer moraliſchen Fehltritte leidet; wenn wir uns alles Dieſes ins Gedächtniß rufen, ſo würde es die frevelhafteſte Verwegenheit ſeyn, das Beſte der Welt auf dieſes Ungefähr unſrer Tugend ankommen zu laſſen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für

uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten, wenigstens, als vollkommene Instrumente, dem Naturzwecke zu entrichten, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deßwegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und, ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Banden der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxysmus ahnt, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht im gesunden Zustande verantwortlich zu seyn: eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsere Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effect, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, zu einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Aussichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu

betragen, ſo nöthigen doch die bekannten Schranken der Menſchheit ſelbſt den rigideſten Ethiker, von der Strenge ſeines Syſtems in der Anwendung etwas nachzulaſſen, ob er demſelben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menſchengeſchlechts, das durch unſere zufällige Tugend gar übel beſorgt ſeyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden ſtarken Ankern der Religion und des Geſchmacks zu befeſtigen.

Ueber das Erhabene. *

„Kein Mensch muß müssen," sagt der Jude Nathan zum Derwisch, und dieses Wort ist in einem weiteren Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtseyn und Willen vernünftig handelt. Alle andere Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deßwegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von Allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein

* Anmerkung des Herausgebers. Diese Abhandlung erschien zuerst im III. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften (Leipzig bei Crusius 1801), s. die Anmerkung zur bereits oben gegebenen Abhandlung: Ueber das Pathetische, S. 396 im 11. Band.

unglücklicher Widerſpruch zwiſchen dem Trieb und dem Vermögen.

In dieſem Falle befindet ſich der Menſch. Umgeben von zahlloſen Kräften, die alle ihm überlegen ſind und den Meiſter über ihn ſpielen, macht er durch ſeine Natur Anſpruch, von keiner Gewalt zu erleiden. Durch ſeinen Verſtand zwar ſteigert er künſtlicher Weiſe ſeine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt es ihm wirklich, phyſiſch über alles Phyſiſche Herr zu werden. Gegen Alles, ſagt das Sprüchwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber dieſe einzige Ausnahme, wenn ſie das wirklich im ſtrengſten Sinne iſt, würde den ganzen Begriff des Menſchen aufheben. Nimmermehr kann er das Weſen ſeyn, welches will, wenn es auch nur einen Fall gibt, wo er ſchlechterdings muß, was er nicht will. Dieſes einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Geſpenſt ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den mehrſten Menſchen der Fall iſt, den blinden Schreckniſſen der Phantaſie zur Beute überliefern; ſeine gerühmte Freiheit iſt abſolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden iſt. Die Cultur ſoll den Menſchen in Freiheit ſetzen und ihm dazu behülflich ſeyn, ſeinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie ſoll ihn alſo fähig machen, ſeinen Willen zu behaupten: denn der Menſch iſt das Weſen, welches will.

Dies iſt auf zweierlei Weiſe möglich: entweder realiſtiſch, wenn der Menſch der Gewalt Gewalt entgegenſetzt, wenn er als Natur die Natur beherrſcht; oder idealiſtiſch, wenn er aus der Natur heraustritt und ſo, in Rückſicht auf ſich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem erſten verhilft, heißt phyſiſche Cultur. Der Menſch bildet ſeinen Verſtand und ſeine ſinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte,

nach ihren eigenen Geſetzen, entweder zu Werkzeugen ſeines Willens zu machen oder ſich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu ſetzen. Aber die Kräfte der Natur laſſen ſich nur bis auf einen gewiſſen Punkt beherrſchen oder abwehren; über dieſen Punkt hinaus entziehen ſie ſich der Macht des Menſchen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt alſo wäre es um ſeine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als phyſiſchen Cultur fähig wäre. Er ſoll aber ohne Ausnahme Menſch ſeyn, alſo in keinem Fall etwas gegen ſeinen Willen erleiden. Kann er alſo den phyſiſchen Kräften keine verhältnißmäßige phyſiſche Kraft mehr entgegenſetzen, ſo bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm ſo nachtheilig iſt, ganz und gar aufzuheben und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als ſich derſelben freiwillig unterwerfen. Die Cultur, die ihn dazu geſchickt macht, heißt die moraliſche.

Der moraliſch gebildete Menſch, und nur dieſer, iſt ganz frei. Entweder er iſt der Natur als Macht überlegen, oder er iſt einſtimmig mit derſelben. Nichts, was ſie an ihm ausübt, iſt Gewalt: denn, eh' es bis zu ihm kommt, iſt es ſchon ſeine eigene Handlung geworden, und die dynamiſche Natur erreicht ihn ſelbſt nie, weil er ſich von Allem, was ſie erreichen kann, freithätig ſcheidet. Dieſe Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Reſignation in die Nothwendigkeit, und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathſchluß lehrt, erfordert, wenn ſie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung ſeyn

ſoll, ſchon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menſchen im handelnden Leben eigen zu ſeyn pflegt. Glücklicher Weiſe aber iſt nicht bloß in ſeiner rationalen Natur eine moraliſche Anlage, welche durch den Verſtand entwickelt werden kann, ſondern ſelbſt in ſeiner ſinnlich vernünftigen, d. h. menſchlichen Natur eine äſthetiſche Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewiſſe ſinnliche Gegenſtände geweckt und durch Läuterung ſeiner Gefühle zu dieſem idealiſtiſchen Schwung des Gemüths cultivirt werden kann. Von dieſer, ihrem Begriff und Weſen nach zwar idealiſtiſchen Anlage, die aber auch ſelbſt der Realiſt in ſeinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er ſie in ſeinem Syſtem nicht zugibt, * werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen ſchon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewiſſen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches ſich ſo weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden und, ohne alle Rückſicht auf Beſitz, aus der bloßen Reflexion über die Erſcheinungsweiſe ein freies Wohlgefallen zu ſchöpfen, ein ſolches Gemüth trägt in ſich ſelbſt eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und, weil es nicht nöthig hat, ſich die Gegenſtände zuzueignen, in denen es lebt, ſo iſt es auch nicht in Gefahr, derſelben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er ſich zeigt, und, ſolange alſo ein Bedürfniß auch nur nach ſchönem Schein vorhanden iſt, bleibt ein Bedürfniß nach

* Wie überhaupt nichts wahrhaft idealiſtiſch heißen kann, als was der vollkommene Realiſt wirklich unbewußt ausübt und nur durch eine Inconſequenz leugnet.

dem Daseyn von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern, daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich berührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affect zum Begleiter haben und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns

durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlige Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stände.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn, da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche

Gegenſtand in zwei entgegengeſetzten Verhältniſſen zu uns ſtehe, ſo folgt daraus, daß wir ſelbſt in zwei verſchiedenen Verhältniſſen zu dem Gegenſtand ſtehen, daß folglich zwei entgegengeſetzte Naturen in uns vereinigt ſeyn müſſen, welche bei Vorſtellung desſelben auf ganz entgegengeſetzte Art intereſſirt ſind. Wir erfahren alſo durch das Gefühl des Erhabenen, daß ſich der Zuſtand unſers Geiſtes nicht nothwendig nach dem Zuſtand des Sinnes richtet, daß die Geſetze der Natur nicht nothwendig auch die unſrigen ſind, und daß wir ein ſelbſtſtändiges Principium in uns haben, welches von allen ſinnlichen Rührungen unabhängig iſt.

Der erhabene Gegenſtand iſt von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unſre Faſſungskraft und erliegen bei dem Verſuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unſre Lebenskraft und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unſrige in nichts verſchwindet. Aber, ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch ſeine Veranlaſſung das peinliche Gefühl unſerer Gränzen erhalten, ſo fliehen wir ihn doch nicht, ſondern werden vielmehr mit unwiderſtehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieſes wohl möglich ſeyn, wenn die Gränzen unſrer Phantaſie zugleich die Gränzen unſrer Faſſungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert ſeyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr faſſen und der Verſtand nicht mehr begreift. Wir werden begeiſtert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabſcheuen, und verwerfen, was ſie begehren. Gern laſſen wir die Imagination im Reich der

Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Gränzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn: denn das erinnert uns eben, daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind: so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind. Und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann — durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden: denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter

ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eigenen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist; aber das muß er mit seinem eigenen Herzen ausmachen: wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit

geweſen war. Findet man ihn in dieſem Stück noch ganz als den Nämlichen, hat die Armuth ſeine Wohlthätigkeit, der Undank ſeine Dienſtfertigkeit, der Schmerz ſeine Gleichmüthigkeit, eigenes Unglück ſeine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung ſeiner Umſtände in ſeiner Geſtalt, aber nicht in ſeinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form ſeines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß das Gegenwärtige als Wirkung ſich auf etwas Vergangenes als ſeine Urſache gründet), weil nichts widerſprechender ſeyn kann, als daß die Wirkung dieſelbe bleibe, wenn die Urſache ſich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß alſo jeder natürlichen Erklärung entſagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zuſtande abzuleiten, und den Grund des Erſtern aus der phyſiſchen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verſtand aber mit ſeinen Begriffen nicht erfaſſen kann. Dieſe Entdeckung des abſoluten moraliſchen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden iſt, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines ſolchen Menſchen ergriffen werden, den ganz eigenen unausſprechlichen Reiz, den keine Luſt der Sinne, ſo veredelt ſie auch ſeyen, dem Erhabenen ſtreitig machen kann.

Das Erhabene verſchafft uns alſo einen Ausgang aus der ſinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), ſondern plötzlich und durch eine Erſchütterung reißt es den ſelbſtſtändigen Geiſt aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn

umſtrickte, und das um ſo feſter bindet, je durchſichtiger es geſponnen iſt. Wenn ſie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geſchmacks auch noch ſo viel über die Menſchen gewonnen hat, wenn es ihr gelungen iſt, ſich in der verführeriſchen Hülle des geiſtigen Schönen in den innerſten Sitz der moraliſchen Geſetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, ſo iſt oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieſes Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefeſſelten Geiſt ſeine ganze Schnellkraft auf Einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über ſeine wahre Beſtimmung zu ertheilen und ein Gefühl ſeiner Würde, wenigſtens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Geſtalt der Göttin Kalypſo hat den tapfern Sohn des Ulyſſes bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält ſie ihn lange Zeit auf ihrer Inſel gefangen. Lange glaubt er einer unſterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wolluſt liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Geſtalt; er erinnert ſich ſeiner beſſern Beſtimmung, wirft ſich in die Wellen und iſt frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, iſt durch die ganze Natur verſchwenderiſch ausgegoſſen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menſchen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt ſich ungleich, und durch die Kunſt muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit ſich, daß wir der Schönheit zuerſt entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen: denn die Schönheit iſt unſere Wärterin im kindiſchen Alter und ſoll uns ja aus dem rohen Naturſtand zur Verfeinerung führen. Aber, ob ſie gleich unſre erſte Liebe iſt, und unſre Empfindungsfähigkeit für dieſelbe zuerſt ſich entfaltet, ſo hat die Natur doch dafür

geſorgt, daß ſie langſamer reif wird und zu ihrer völligen Entwickelung erſt die Ausbildung des Verſtandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geſchmack ſeine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einen beſſern Weg, als durch ihn geſchehen kann, in unſer Herz gepflanzt wären, ſo würde die Sinnenwelt ewig die Gränze unſrer Beſtrebungen bleiben. Wir würden weder in unſern Begriffen, noch in unſern Geſinnungen über ſie hinausgehen, und, was die Einbildungskraft nicht darſtellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicher Weiſe liegt es ſchon in der Einrichtung der Natur, daß der Geſchmack, obgleich er zuerſt blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths ſeine Zeitigung erhält. In dieſer Zwiſchenzeit wird Friſt genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundſätzen in der Bruſt anzupflanzen und dann beſonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Solange der Menſch bloß Sklave der phyſiſchen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfniſſe noch keinen Ausgang gefunden hatte und die hohe dämoniſche Freiheit in ſeiner Bruſt noch nicht ahnte, ſo konnte ihn die unfaßbare Natur nur an die Schranken ſeiner Vorſtellungskraft, und die verderbende Natur nur an ſeine phyſiſche Unmacht erinnern. Er mußte alſo die erſte mit Kleinmuth vorübergehen und ſich von der andern mit Entſetzen abwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieſer Flut von Erſcheinungen etwas Bleibendes in ſeinem eignen Weſen, ſo fangen die wilden Naturmaſſen um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu ſeinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm iſt der Spiegel,

worin er das abſolut Große in ihm ſelbſt erblickt. Furchtlos und mit ſchauerlicher Luſt nähert er ſich jetzt dieſen Schreckbildern ſeiner Einbildungskraft und bietet abſichtlich die ganze Kraft dieſes Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzuſtellen, um, wenn es bei dieſem Verſuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit ſeiner Ideen über das Höchſte, was die Sinnlichkeit leiſten kann, deſto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegränzter Fernen und unabſehbarer Höhen, der weite Ocean zu ſeinen Füßen und der größere Ocean über ihm entreißen ſeinen Geiſt der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenſchaft des phyſiſchen Lebens. Ein größerer Maßſtab der Schätzung wird ihm von der ſimpeln Majeſtät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Geſtalten umgeben, erträgt er das Kleine in ſeiner Denkart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentſchluß, den kein Studirkerker und kein Geſellſchaftsſaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht ſchon dieſer muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeiſt auf einem Spaziergang gebar; wer weiß, ob es nicht dem ſeltenern Verkehr mit dieſem großen Genius zum Theil zuzuſchreiben iſt, daß der Charakter der Städter ſich ſo gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Firmament, unter dem er ſich lagert.

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verſtand, die Verwirrung, kann, ſobald ſie ins Große geht und ſich als Werk der Natur ankündigt (denn ſonſt iſt ſie verächtlich), zu einer Darſtellung des Ueberſinnlichen dienen und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geiſtreichen Unordnung einer natürlichen Landſchaft, als bei der geiſtloſen Regelmäßigkeit eines franzöſiſchen

Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem tückischen Krater des Vesuv, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirthschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfniß mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrerie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eigenen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verstandes beleuchtet und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei weitem in den mehrsten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehen. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet sey, und vermißt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig

bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieſes geſetzloſe Chaos von Erſcheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen, ſo gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieſer verloren gibt. Gerade dieſer gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter dieſem Gedränge von Erſcheinungen, wodurch ſie für den Verſtand, der ſich an dieſe Verbindungsform halten muß, überſteigend und unbrauchbar werden, macht ſie zu einem deſto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieſer wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargeſtellt findet. Denn, wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter ſich nimmt, ſo hat man den Begriff der Indepenbenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraſchend zuſammenſtimmt. Unter dieſer Idee der Freiheit, welche ſie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt alſo die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zuſammen, was der Verſtand in keine Einheit der Erkenntniß verbinden kann, unterwirft ſich durch dieſe Idee das unendliche Spiel der Erſcheinungen und behauptet alſo ihre Macht zugleich über den Verſtand als ſinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man ſich nun, welchen Werth es für ein Vernunftweſen haben muß, ſich ſeiner Indepenbenz von Naturgeſetzen bewußt zu werden, ſo begreift man, wie es zugeht, daß Menſchen von erhabener Gemüthsſtimmung durch dieſe ihnen dargebotene Idee der Freiheit ſich für allen Fehlſchlag der Erkenntniß für entſchädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moraliſchen Widerſprüchen und phyſiſchen Uebeln iſt für edle Gemüther ein unendlich intereſſanteres Schauſpiel, als Wohlſtand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der ſelbſtherrſchende Wille ſich zum dienſtbaren Glied eines Uhrwerks herabſetzt.

Das letzte macht den Menſchen bloß zu einem geiſtreichen Product und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrſcher eines höhern Syſtems, wo es unendlich ehrenvoller iſt, den unterſten Platz einzunehmen, als in der phyſiſchen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, und nur aus dieſem, iſt mir die Weltgeſchichte ein erhabenes Object. Die Welt, als hiſtoriſcher Gegenſtand, iſt im Grunde nichts Anderes als der Conflict der Naturkräfte unter einander ſelbſt und mit der Freiheit des Menſchen, und den Erfolg dieſes Kampfes berichtet uns die Geſchichte. So weit die Geſchichte bis jetzt gekommen iſt, hat ſie von der Natur (zu der alle Affecte im Menſchen gezählt werden müſſen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der ſelbſtſtändigen Vernunft, und dieſe hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgeſetz in einem Cato, Ariſtides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man ſich nur der Geſchichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie ſehr findet man ſich da getäuſcht! Alle wohlgemeinten Verſuche der Philoſophie, das, was die moraliſche Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leiſtet, in Uebereinſtimmung zu bringen, werden durch die Ausſagen der Erfahrungen widerlegt, und ſo gefällig die Natur in ihrem organiſchen Reich ſich nach den regulativen Grundſätzen der Beurtheilung richtet oder zu richten ſcheint, ſo unbändig reißt ſie im Reich der Freiheit den Zügel ab, woran der Speculationsgeiſt ſie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf reſignirt, ſie zu erklären, und dieſe ihre Unbegreiflichkeit ſelbſt zum Standpunkt der Beurtheilung macht! Eben der Umſtand, daß die

Natur, im Großen angeſehen, aller Regeln, die wir durch unſern Verſtand ihr vorſchreiben, ſpottet, daß ſie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtloſigkeit in den Staub tritt, daß ſie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Gemeine in einem Untergang mit ſich fortreißt, daß ſie hier eine Ameiſenwelt erhält, dort ihr herrlichſtes Geſchöpf, den Menſchen, in ihre Rieſenarme faßt und zerſchmettert, daß ſie ihre mühſamſten Erwerbungen oft in einer leichtſinnigen Stunde verſchwendet und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Wort — dieſer Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen ſie in ihren einzelnen Erſcheinungen ſich unterwirft, macht die abſolute Unmöglichkeit ſichtbar, durch Naturgeſetze die Natur ſelbſt zu erklären und von ihrem Reiche gelten zu laſſen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird alſo unwiderſtehlich aus der Welt der Erſcheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die ſinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerſtörende Natur, ſolange wir nämlich bloß freie Betrachter derſelben bleiben. Der ſinnliche Menſch freilich und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts ſo ſehr, als mit dieſer Macht zu zerfallen, die über Wohlſeyn und Exiſtenz zu gebieten hat.

Das höchſte Ideal, wornach wir ringen, iſt, mit der phyſiſchen Welt, als der Bewahrerin unſerer Glückſeligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu ſeyn, mit der moraliſchen zu brechen, die unſre Würde beſtimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an beiden Herren zu dienen, und, wenn auch (ein faſt unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfniſſe nie in Streit

gerathen ſollte, ſo geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menſchen ein, und weder ſeine Kraft noch ſeine Geſchicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängniſſe ſicher ſtellen. Wohl ihm alſo, wenn er gelernt hat, zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schickſal alle Außenwerke erſteigt, auf die er ſeine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als ſich in die heilige Freiheit der Geiſter zu flüchten; wo es kein anderes Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein anderes Mittel, der Macht der Natur zu widerſtehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freie Aufhebung alles ſinnlichen Intereſſe, ehe noch eine phyſiſche Macht es thut, ſich moraliſch zu entleiben.

Dazu nun ſtärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerſtörenden Natur, ſowohl da, wo ſie ihm ihre verderbliche Macht bloß von ferne zeigt, als, wo ſie ſie wirklich gegen ſeine Mitmenſchen äußert. Das Pathetiſche iſt ein künſtliches Unglück, und wie das wahre Unglück ſetzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geiſtergeſetz, das in unſerm Buſen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt ſeinen Mann und ſeine Zeit nicht immer gut; es überraſcht uns oft wehrlos, und, was noch ſchlimmer iſt, es macht uns oft wehrlos. Das künſtliche Unglück des Pathetiſchen hingegen findet uns in voller Rüſtung, und, weil es bloß eingebildet iſt, ſo gewinnt das ſelbſtſtändige Princip in unſerem Gemüthe Raum, ſeine abſolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geiſt dieſen Act von Selbſtthätigkeit erneuert, deſto mehr wird ihm derſelbe zur Fertigkeit, einen deſto größern Vorſprung gewinnt er vor dem ſinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem

eingebildeten und künſtlichen Unglück ein ernſthaftes wird, im Stande iſt, es als ein künſtliches zu behandeln und — der höchſte Schwung der Menſchennatur — das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulöſen. Das Pathetiſche, kann man daher ſagen, iſt eine Inoculation des unvermeidlichen Schickſals, wodurch es ſeiner Bösartigkeit beraubt, und der Angriff desſelben auf die ſtarke Seite des Menſchen hingeleitet wird.

Alſo hinweg mit der falſch verſtandenen Schonung und dem ſchlaffen, verzärtelten Geſchmack, der über das ernſte Angeſicht der Nothwendigkeit einen Schleier wirft, und, um ſich bei den Sinnen in Gunſt zu ſetzen, eine Harmonie zwiſchen dem Wohlſeyn und Wohlverhalten lügt, wovon ſich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirn gegen Stirn zeige ſich uns das böſe Verhängniß. Nicht in der Unwiſſenheit der uns umlagernden Gefahren — denn dieſe muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntſchaft mit denſelben iſt Heil für uns. Zu dieſer Bekanntſchaft nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauſpiel der Alles zerſtörenden und wieder erſchaffenden und wieder zerſtörenden Veränderung, des bald langſam untergrabenden, bald ſchnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetiſchen Gemälde der in den Kampf mit dem Schickſal eingehenden Menſchheit, der unaufhaltſamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unſchuld, welche die Geſchichte in reichem Maß aufſtellt, und die tragiſche Kunſt nachahmend vor unſre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bei einer nicht ganz verwahrloſten moraliſchen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei ſolchen Scenen verweilen

Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

Gedanken

über den

Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen

in der Kunst. *

Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber, weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen werden selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben

* Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften des Verfassers. (Leipzig bei Crusius, 1802.)

so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten und sich eben so lang bei seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen, als bei seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die niederländischen Maler, einen edeln und großen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmaler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln: gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt als das Nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessanteste herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr Gemeines ist.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das Niedrige, welches von jenem darin unterschieden ist, daß es *nicht bloß etwas Negatives*, nicht bloß Mangel des *Geistreichen und Edeln*, sondern etwas Positives, nämlich

Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von einem fehlenden Vorzug, der sich wünschen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenschaft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Rache an sich, wo sie sich auch finden und wie sie sich auch äußern mag, etwas Gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmuth beweiset. Aber man unterscheidet noch besonders eine niedrige Rache, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt und bessern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und insofern steht er dem edeln Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respectiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß, indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch, indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite *an ihm, welche der gute* Anstand verbergen heißt, bemerklich

macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.

Man findet Gemälde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann, da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Contrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Postillon, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Gränze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deßwegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es ſchlechterdings nicht verzeihen können, bei Menſchen nämlich, von denen wir berechtigt ſind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, ſo beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menſchen von Erziehung wirklich ſo niedrig handeln können; oder ſeine Menſchen beleidigen unſer Sittengefühl und erregen, welches noch ſchlimmer iſt, unſre Indignation. Ganz anders iſt es in der Farce, wo zwiſchen dem Dichter und dem Zuſchauer ein ſtillſchweigender Contract iſt, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispenſiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichſam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet ſich das Komiſche gerade auf ſeinen Contraſt mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr ſeyn und mit der Wahrheit contraſtiren.

Es gibt aber auch im Ernſthaften und Tragiſchen einige ſeltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geſchmacks muß durch eine ſtarke Beſchäftigung des Affects ausgelöſcht und alſo von einer höhern tragiſchen Wirkung gleichſam verſchlungen werden. Stehlen z. B. iſt etwas Abſolut-Niedriges, und was auch unſer Herz zur Entſchuldigung eines Diebes vorbringen kann, wie ſehr er auch durch den Drang der Umſtände mag verleitet worden ſeyn, ſo iſt ihm ein unauslöſchliches Brandmal aufgedrückt, und äſthetiſch bleibt er immer ein niedriger Gegenſtand. Der Geſchmack verzeiht hier noch weniger, als die Moral, und ſein Richterſtuhl iſt ſtrenger, weil ein äſthetiſcher Gegenſtand auch für alle Nebenideen verantwortlich iſt, die auf ſeine Veranlaſſung in uns rege gemacht werden, da

da die Gesetze der Conventenz es mit sich bringen, daß man einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte, obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigers ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Officier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädicaten macht das Prädicat des Stehlens einen ganz erschrecklichen Contrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Löffel in der Tasche haben könnte. Das größte Unglück dabei ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt: denn wäre dieses, so würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästhetischen Würde, das letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. Sklaverei ist niedrig, aber eine sklavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor, und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle

aufzuführen, ſobald er nur verſichert iſt, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote ſteht.

Aber was dem Dichter erlaubt ſeyn kann, iſt dem Maler nicht immer geſtattet. Jener bringt ſeine Objecte bloß vor die Phantaſie, dieſer hingegen unmittelbar vor die Sinne. Alſo iſt nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter als der des Gedichtes, ſondern der Maler kann auch durch ſeine natürlichen Zeichen das Innere nicht ſo ſichtbar machen, als der Dichter durch ſeine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern verſöhnen. Wenn uns Homer ſeinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, ſo kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieſes Bild ausmalen, und wie lang wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft ſeyn könnte. Wenn aber der Maler oder gar noch der Schauſpieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, ſo würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unſrer Gewalt: wir müſſen ſehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht ſo leicht abweiſen.

An den

Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eigenes Interesse *des Verstandes*, wovon freilich derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken *künstlerischer Werke nur* gedankenlos hingibt. Eine gleich *große Anzahl wirklicher* Meisterstücke, aber von verschiedenem

Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern Kunſtgenuß, aber vielleicht keinen ſo reichen Begriff von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung desſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preisaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird die Möglichkeit nur durch die That bewieſen; aus Begriffen kann man höchſtens voraus wiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt, denn aus beiden ſind wirklich, unter geſchickten Händen, ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beide, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſeyn müſſen, ſo gibt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, jenachdem ſie ſich einem dieſer beiden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Claſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bei dieſen zwei Preisaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beiden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hektors Abſchied qualificirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemälde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten und mochten, für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künſtlers mußte alſo die Wahl entſcheiden.

und es ließ ſich vorausſehen, wohin ſich das Uebergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz, und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bei dieſer Gelegenheit nicht verleugnet.

Indem die Gegenſtände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentſchieden gelaſſen: hier alſo war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulyſſes bilden, zeigen ſich in der Finſterniß der Nacht in dem trojaniſchen Lager, wo thraciſche Krieger mit ihrem Könige ſchlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt ſich Ulyß der ſchönen weißen Pferde des Königs. Sie müſſen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchſten Bedeutung. Der Künſtler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darſtellen. Blieb er bei dem erſten Momente ſtehen, ſo war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen: die nächtliche Ermordung ſchlafender Menſchen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König, welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperſon, unſer Mitleid wurde intereſſirt, und das Bild bekam einen pathetiſchen Charakter, den es durchaus nicht haben ſollte. Wählte hingegen der Künſtler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, ſo kam ein ganz anderer Geiſt in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Maſſe noch übrig, ohne daß ein einzelner aus denſelben einen Anſpruch an unſere Theilnahme machte; wir ſchauen nicht

un mittelbar an, ſondern erfahren nur durch einen Schluß, daß ſie im Schlaf ermordet worden, und, was die Hauptſache iſt, Ulyß und Diomed ſind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es iſt ihre Kühnheit, die uns intereſſirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beſchäftigt.

Aber auch ſo wird dem Bilde noch immer ein weſentlicher Theil der ſinnlichen Bedeutſamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erſcheinen; die Handlung wird alſo, auch wenn ſie ihr Empörendes verliert, wenigſtens gemein und gleichgültig für uns ſeyn. Etwas muß geſchehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben: Dies geſchieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künſtler durfte dieſe nicht weit ſuchen: auch im Homer erſcheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch dieſes gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geſte die Nothwendigkeit der Flucht ſinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entſteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künſtler, der keinen tiefen Gedankengehalt in ſein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, ſchon der Effect der Maſſen und Contraſte anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geſchickte Verfertiger des Bildes Nr. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde ſich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen iſt, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verſchwinden, ſcheint ſich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild iſt ſanft und gefällig fürs Auge, aber der Gedanke iſt gemein, und der Künſtler hat von ſeinem Gegenſtand nur

das nächſte Proſaiſche ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun iſt, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleiſtet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieſes Bild bei vielen Zuſchauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen iſt unfehlbar: es ſetzt nichts voraus und läßt ſich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (Nr. 3 und 4) desſelben Inhalts ſtellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch ſchlafend, das Schwert iſt über ihm gezückt, Ulyſſes hat ſich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung iſt kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden ſind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt ſich nicht über das Gemeine, das Bild ſpricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geſchickte, fleißige Ausführung kann den fehlenden Geiſt nicht erſetzen.

Zwei andere Bilder (Nr. 6 und 7) zeigen uns zwar ſchon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob ſie gleich eine höhere Intention des Künſtlers verräth. Der Moment iſt bedeutender, die Ermordung iſt geſchehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet ſind, hat ſich Ulyß auf eins der Pferde geſchwungen, der Augenblick des Forteilens iſt ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene iſt zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geiſt ſind zwei andere Bilder desſelben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erſcheint (Nr. 8) über den erſchlagenen Leichen, und das Licht, das ſie umfließt, beleuchtet die nächtliche

Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt ſich, das Schwert in die Scheide zu ſtecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgeſtreckten Linken zeigt ſie ihm den Weg. Ulyſſes, den Bogen in der Hand, hält die ſich bäumenden Pferde am Zügel und ſtrebt ſchon in einer raſchen Bewegung fort, nach dem ſäumenden Gefährten zurückſchauend. Beide Helden ſind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, deſſen kräftig gezeichnete Figur am Meiſten hervorbringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die ſinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu ſtarken Abſtich macht.

Mit dieſem Bilde ſind wir in die geiſtige Welt der Kunſt eingetreten. Das gemeine Wirkliche iſt uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende iſt aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns das andere (Nr. 1), mit dem ſich dieſe Galerie der Rheſusbilder würdig abſchließt.

Der vorige Künſtler hatte uns das trojaniſche Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umſchränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begränzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechiſchen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu ſetzen, aus dem wir dadurch gleichſam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff ſeinen Schauplatz, und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns ſogleich durch verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhafteſten Lichte folgt, fällt auf eine maleriſche, ſchön pyramidenförmig

geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken; nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde, ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe leblos liegender Körper im Vordergrund und die ſtilliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen: Dies findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier erſcheint in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der ſie erſcheint, wälzt ſich maleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei dieſem Bilde den heitern Einfluß einer *phantaſiereichen* Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und

geordnet, nichts Einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräſentirt nur und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz: hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen, und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit, und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoff alſo, der ſein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieſes ſcheint die meiſten von dieſem Sujet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hektors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit, ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der ſentimentaliſche Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt herausfinden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken: Hektor ſollte als liebender Gatte

geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben forttreiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken; nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde, ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe leblos liegender Körper im Vordergrund und die ſtilliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen: Dies findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier erſcheint in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke, in der ſie erſcheint, wälzt ſich maleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der ſich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Partien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bei dieſem Bilde den heitern Einfluß einer phantaſiereichen Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und

geordnet, nichts Einzelnes iſt der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräſentirt nur und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz: hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen, und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit, und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freier Dichtungskraft über das gemeine Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoff alſo, der ſein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben dieſes ſcheint die meiſten von dieſem Sujet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hektors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit, ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der ſentimentaliſche Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt herausfinden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken: Hektor ſollte als liebender Gatte

Mund des Vaters, und Andromaches seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles accordirt zu einer schönen lieblichen Gruppe und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschicklichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen und erfüllte deßwegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist demselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektors und der Ausdruck hülflosen Schmerzens in seiner Gebärde. Dem andern (Nr. 19) scheint eine gewisse kranke Bläße zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen Farbeneffect Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen,

heitern und selbst im Affect beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders, wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (No. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt: beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllet liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürftig

gegen die koloſſaliſche Figur des Helden und ſtort den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler charakteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und dieſe iſt dann die gelungenſte Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künſtler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindeſten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geſchmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der ſtupiden Gleichgültigkeit an bis zur coquetten Leichtfertigkeit iſt ſie auf dieſen Bildern durchgeführt worden. Dieſen letztern Charakter trägt ſie auf einer bunt getuſchten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unſchicklich angebrachten Säulen, die das Thor verſperren, bezeichnet haben will. Das Bild iſt auf das Gefälligſte, nach Art eines bunten engliſchen Kupferſtichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber beſonders geiſtreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künſtler ſich nicht zu denken und ſich überhaupt nicht zu der Höhe ſeines Gegenſtandes zu erheben.

Dagegen iſt auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor ſeinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (Nr. 25) ſteht ſie in einer ſehr geiſtreich gedachten Stellung abgewendet, und es iſt dem Künſtler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, deſto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (Nr. 26), deſſen ich nachher noch umſtändlicher gedenken werde, hat ihr der Künſtler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieſer Abſchiedsſcene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelſt desſelben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn ſich der Künſtler nicht der Freiheit der Symbole bediente, ſo mußte er die Scene unter oder an das trojaniſche Thor verlegen, und je ſprechender er die Umgebung machte, deſto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es iſt daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt iſt. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten ſo gemäß iſt, obgleich das andere Extrem, wo der Künſtler einen opernmäßigen Hofſtaat um ſeine Perſonen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Urſache, ſich über den Fleiß, über die Kunſtfertigkeit, über das Sentiment, über den Geiſt und Geſchmack zu erfreuen, die bei dieſen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erſcheinung gekommen ſind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frei und ſelbſtſtändig erklärt, und zu der geiſtreichen vollendenden Anmuth, wodurch ſie ſich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, ſind Proben gegeben worden. Mehrere dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze; andere empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der maleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publikum ſie nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat.

Hektor hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt, im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitere Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affect ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich dasselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden: die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unſer philoſophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muſen herabzuſehen anfängt, ſcheint keine Gattung der Poeſie empfindlicher zu treffen, als die lyriſche. Der dramatiſchen Dichtkunſt dient doch wenigſtens die Einrichtung des geſellſchaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, ſich dem Welttone mehr anzuſchmiegen und den Geiſt der Zeit in ſich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Geſellſchafts-Geſänge, die Muſikliebhaberei unſrer Damen ſind nur ein ſchwacher Damm gegen den Verfall der lyriſchen Dichtkunſt. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein ſehr niederſchlagender Gedanke, wenn dieſe jugendlichen Blüthen des Geiſtes in der Fruchtzeit abſterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden ſollte. Vielmehr ließe ſich auch in unſern ſo unpoetiſchen Tagen, wie für die Dichtkunſt überhaupt, alſo auch für die lyriſche, eine ſehr würdige Beſtimmung entdecken; es ließe ſich vielleicht darthun, daß, wenn ſie von einer Seite höhern Geiſtesbeſchäftigungen nachſtehen muß, ſie von einer andern nur deſto nothwendiger geworden iſt. Bei der Vereinzelung und

getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre als reife und gebildete Hände fiele. Solange dies nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein andrer Unterschied stattfindet, als daß letzterer zu den Vorzügen des ersten das Talent der Dichtung noch

als Zugabe beſitzt: ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jüngling ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer ſein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben ſeyn ſoll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten, herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſeyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthlage, eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen; er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſeyn, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben Das, was vom Sittlichen: wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel

moraliſcher Güte aufdrücken kann, ſo iſt es dort nur der reife, der vollkommene Geiſt, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerk verleihen, was dem Schöpfer desſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen ſeyn, wenn uns aufgelegt würde, dieſen Maßſtab in der Hand, den gegenwärtigen Muſenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unſrer nicht ungeprieſenen lyriſchen Dichter auf den beſſern des Publikums wirkt; auch trifft es ſich zuweilen, daß uns einer oder der andre, wenn wir es auch ſeinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit ſeinen Bekenntniſſen überraſcht oder uns Proben von ſeinen Sitten liefert. Jetzt ſchränken wir uns darauf ein, von dem bisher Geſagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl dieſem Maßſtab auch ein Dichter unterworfen werden, der ſich ausdrücklich als „Volksſänger“ ankündigt und Popularität (ſ. Vorrede zum 1. Theil Seite 15 u. f.) zu ſeinem höchſten Geſetz macht? Wir ſind weit entfernt, Hrn. B. mit dem ſchwankenden Worte „Volk“ chicaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verſtändigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer ſeinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unſern Tagen vergeblich geſucht werden. Unſre Welt iſt die Homer'ſche nicht mehr, wo alle Glieder der Geſellſchaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieſelbe Stufe einnahmen, ſich alſo gleich in derſelben Schilderung erkennen, in denſelben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt iſt zwiſchen der Auswahl einer Nation und der Maſſe

derſelben ein ſehr großer Abſtand ſichtbar, wovon die Urſache zum Theil ſchon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und ſittliche Veredlung ein zuſammenhängendes Ganzes ausmachen, mit deſſen Bruchſtücken nichts gewonnen wird. Außer dieſem Culturunterſchied iſt es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander ſo äußerſt unähnlich macht. Es würde daher umſonſt ſeyn, willkürlich in einen Begriff zuſammen zu werfen, was längſt ſchon keine Einheit mehr iſt. Ein Volksdichter für unſere Zeiten hätte alſo bloß zwiſchen dem Allerleichteſten und dem Allerſchwerſten die Wahl: entweder ſich ausſchließend der Faſſungskraft des großen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Claſſe Verzicht zu thun — oder den ungeheuren Abſtand, der zwiſchen beiden ſich befindet, durch die Größe ſeiner Kunſt aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der erſten Gattung glücklich geweſen ſind und ſich bei ihrem Publicum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunſt und ſein Talent ſo tief herabgeſetzt haben, um nach einem ſo gemeinen Ziele zu ſtreben. Popularität iſt ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr und fürwahr eine ſo ſchwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflöſung der höchſte Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geſchmack des Kenners Genüge zu leiſten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu ſeyn — ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, ſich an den Kinderverſtand des Volks anzuſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das *ganze Geheimniß*, ſie aufzulöſen — glückliche Wahl des Stoffs

und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der

Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Macht an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges, einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern.

In dieſem Sinne genommen, ſcheint uns der Volksdichter, man meſſe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgeſetzt werden, oder nach ſeinem Wirkungskreis, einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwand, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. ſagt alſo keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber indem er dieß behauptet, ſetzt er ſtillſchweigend ſchon voraus, was Mancher, der ihn lieſt, bei dieſer Behauptung ganz und gar überſehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erſte unerläßliche Bedingung iſt, einen von der verſchiedenen Faſſungskraft ſeiner Leſer durchaus unabhängigen abſoluten, innern Werth zu beſitzen. „Wenn ein Gedicht,“ ſcheint er ſagen zu wollen, „die Prüfung des echten Geſchmacks aushält und mit dieſem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann iſt ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieſer Satz iſt durchaus eins mit dieſem: Was den Vortrefflichen gefällt, iſt gut; was Allen ohne Unterſchied gefällt, iſt es noch mehr.

Alſo weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk beſtimmt ſind, von den höchſten Forderungen der Kunſt etwas nachgelaſſen werden könnte, ſo iſt vielmehr zu

Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürger'schen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volk, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die Göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wie anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine

ſtrengere Auswahl unter ſeinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber, daß ſich dieſe Ungleichheit des Geſchmacks ſehr oft in demſelben Gedichte findet, dürfte eben ſo ſchwer zu verbeſſern als zu entſchuldigen ſeyn. Rec. muß geſtehen, daß er unter allen Bürger'ſchen Gedichten (die Rede iſt von denen, welche er am Reichlichſten ausſteuerte) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinſtimmung des Bildes mit dem Gedanken oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geiſtloſe Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entſtellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am Seltenſten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmoniſche Wirkung des Ganzen ſtörte: ſo war uns dieſe Störung bei ſo vollem Genuß um ſo widriger, weil ſie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geiſt, der ſich in dieſen Gedichten darſtellte, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt ſey, daß ſeinen Producten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil ſie — ihm ſelbſt fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche ſeines Gegenſtandes (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammeln, einzelne, das Ebenmaß ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf dieſe Art im Einzelnen bildet, ſind gleichſam

nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern. Dieſe Idealiſirkunſt vermiſſen wir zu ſehr bei Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns ſeine Muſe überhaupt einen zu ſinnlichen, oft gemeinſinnlichen Charakter zu tragen ſcheint, daß ihm ſelten Liebe etwas Anderes als Genuß oder ſinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Geſundheit, Glückſeligkeit nur Wohlleben iſt, möchten wir die Gemälde, die er uns aufſtellt, mehr einen Zuſammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Moſaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, ſo ſucht er zu jedem einzelnen Reiz ſeiner Geliebten ein demſelben correſpondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erſchafft er ſich ſeine Göttin. Man ſehe 1. Th. S. 124 „das Mädel, das ich meine," „das hohe Lied" und mehrere andre. Will er ſie überhaupt als Muſter von Vollkommenheit uns darſtellen, ſo werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zuſammengeborgt. S. 86 „die beiden Liebenden:"

Im Denken iſt ſie Pallas ganz
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpſichore beim Freudentanz,
Euterpe neidet ſie im Sange,
Ihr weicht Aglaja, wenn ſie lacht
Melpomene bei ſanfter Klage,
Die Wolluſt iſt ſie in der Nacht,
Die holde Sittſamkeit bei Tage.

Wir führen dieſe Strophe nicht an, als glaubten wir, daß ſie das Gedicht, worin ſie vorkommt, eben verunſtalte, ſondern

weil ſie uns das paſſendſte Beiſpiel zu ſeyn ſcheint, wie ungefähr Hr. B. idealiſirt. Es kann nicht fehlen, daß dieſer üppige Farbenwechſel auf den erſten Anblick hinreißt und blendet, Leſer beſonders, die nur für das Sinnliche empfänglich ſind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig ſagen Gemälde dieſer Art dem verfeinerten Kunſtſinn, den nie der Reichthum, ſondern die weiſe Oekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Feinheit der Miſchung befriedigt! Wir wollen nicht unterſuchen, wie viel oder wenig Kunſt erfordert wird, in dieſer Manier zu erfinden; aber wir entdecken bei dieſer Gelegenheit an uns ſelbſt, wie wenig dergleichen Kraftſtücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geſchmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht ſehr angenehm überraſchen, als wir in dieſer Gedichtſammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, ſowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Saſa, Trallyrum larum u. dgl. m. nicht zu vergeſſen), welche nur die poetiſche Kindheit ihres Verfaſſers entſchuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens ſo lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkraft ſeines Pinſels, durch das Gewicht ſeines Beiſpiels in Schutz nimmt, wie ſoll ſich der unmännliche, kindiſche Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unſere lyriſche Dichtkunſt einführte? Aus eben dieſem Grunde kann Rec. das ſonſt ſo lieblich geſungene Gedicht „Blümchen Wunderhold“ nur mit Einſchränkung loben. Wie ſehr ſich auch Hr. B. in dieſer Erfindung gefallen haben mag, ſo iſt ein Zauberblümchen an der Bruſt kein ganz würdiges und eben auch nicht ſehr geiſtreiches Symbol der Beſcheidenheit;

es ist, frei herausgesagt, Tändelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehle mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Polterritt.

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unechter Reim: blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am Meisten vermißt man die Idealisirkunst bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, großentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuelle Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürger'schen Gedichte sind großentheils Producte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine

Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt, sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt, aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Herrn Bürgers charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das

hervorragendſte Stück in dieſer Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen," verliert dadurch beſonders viel von ſeinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunſtrichter haben ſich bereits ausführlicher über dieſes ſchöne Product der Bürger'ſchen Muſe herausgelaſſen, und mit Vergnügen ſtimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das ſie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer ſeiner Empfindung, ſeinem Reichthum an Bildern, der Kraft ſeiner Sprache, der Harmonie ſeines Verſes ſo viele Verſündigungen gegen den guten Geſchmack zu vergeben; wie es möglich war, zu überſehen, daß ſich die Begeiſterung des Dichters nicht ſelten in die Gränzen des Wahnſinns verliert, daß ſein Feuer oft Furie wird, daß eben deßwegen die Gemüthsſtimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmoniſche Stimmung iſt, in welche wir uns von dem Dichter verſetzt ſehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingeriſſen von dem Affect, der dieſes Lied ihm dictirte, beſtochen von der nahen Beziehung dieſes Lieds auf ſeine eigene Lage, die er in demſelben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schluſſe dieſes Lieds ſich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an ſich trage; — aber eben deßwegen möchten wir es, ſeiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein ſehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt.

Eben dieſer große und nahe Antheil, den das eigene Selbſt des Dichters an dieſem und noch einigen andern Liedern dieſer Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in dieſen Liedern ſo übertrieben oft an ihn ſelbſt, den Verf.,

erinnert werden. Rec. kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deßwegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber, angenommen, daß an solchen scherzhaften Aeußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerissene Leser dem Dichter, den er so gern nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu seyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle bloß witzigen Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied I. Thl. S. 143 mit einem Anakreontischen oder

Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. Bs. Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrisch-erzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. Bs. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen.

dürfen am Allerwenigſten das Gemüth des Dichters belaſten, der ſich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporſchweben ſoll. Wenn es auch noch ſo ſehr in ſeinem Buſen ſtürmt, ſo müſſe Sonnenklarheit ſeine Stirn umfließen.

Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Hr. Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Malerei, dieſe glühende, energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Producte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedre Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe zu gatten und ſo die höchſte Krone der Claſſicität zu erringen.

Das Publikum hat eine ſchöne Gelegenheit, um die vaterländiſche Kunſt ſich dieſes Verdienſt zu erwerben. Hr. B. beſorgt, wie wir hören, eine neue verſchönerte Ausgabe ſeiner Gedichte, und von dem Maße der Unterſtützung, die ihm von den Freunden ſeiner Muſe widerfahren wird, hängt es ab, ob ſie zugleich eine verbeſſerte, ob ſie eine vollendete ſeyn ſoll.

* So urtheilte der Verfaſſer vor eilf Jahren über Bürgers Dichterverdienſt; er kann auch noch jetzt ſeine Meinung nicht ändern, aber er würde ſie mit bündigern Beweiſen unterſtützen, denn ſein Gefühl war richtiger, als ſein Raiſonnement. Die Leidenſchaft der Parteien hat ſich in dieſen Streit gemiſcht; aber, wenn alles perſönliche Intereſſe ſchweigt, wird man der Intenſion des Recenſenten Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

* Anmerkung des Herausgebers. Dieſer Schluß wurde hinzugefügt, als der Verfaſſer L. J. 1802 obige Recenſion der Sammlung ſeiner kleinen proſaiſchen Schriften einrückte.

Ueber den

Gartenkalender auf das Jahr 1795.

Tübingen bei Cotta.

Seit den Hirschfeld'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte, und Alles der Willkühr überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Dilettantism zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich

eigentlich ſchlagen ſollte, ſchloß ſich die Gartenkunſt lange Zeit an die Baukunſt an und beugte die lebendige Vegetation unter das ſteife Joch mathematiſcher Formen, wodurch der Architekt die lebloſe ſchwere Maſſe beherrſcht. Der Baum mußte ſeine höhere organiſche Natur verbergen, damit die Kunſt an ſeiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweiſen konnte. Er mußte ſein ſchönes ſelbſtſtändiges Leben für ein geiſtloſes Ebenmaß und ſeinen leichten ſchwebenden Wuchs für einen Anſchein von Feſtigkeit hingeben, wie das Auge ſie von ſteinernen Mauern verlangt. Von dieſem ſeltſamen Irrweg kam die Gartenkunſt in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um ſich auf dem entgegengeſetzten zu verlieren. Aus der ſtrengen Zucht des Architekts flüchtete ſie ſich in die Freiheit des Poeten, vertauſchte plötzlich die härteſte Knechtſchaft mit der regelloſeſten Licenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Geſetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die ſich ſelbſt überlaſſene Phantaſie ihre Bilder wechſelt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberſpringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erſcheinungen wie auf einer Muſterkarte vorlegen. So wie ſie in den franzöſiſchen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dafür aber durch eine gewiſſe architektoniſche Uebereinſtimmung und Größe entſchädigt wurde: ſo ſinkt ſie nun, in unſern ſogenannten engliſchen Gärten, zu einer kindiſchen Kleinheit herab und hat ſich durch ein übertriebenes Beſtreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller ſchönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In dieſem Zuſtande iſt ſie größtentheils noch, nicht wenig begünſtigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Beſtimmtheit der Formen flieht und

es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der Letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unnachläßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja, sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung, und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit

Gewalt anzuthun. Man konnte ſich um ſo eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunſt, wie in der Baukunſt, durch eben dieſe Aufopferung der Naturfreiheit ſehr oft der phyſiſche Zweck befördert wird. Es iſt alſo den Urhebern des architektoniſchen Geſchmacks in der Gartenkunſt einigermaßen zu verzeihen, wenn ſie ſich von der Verwandtſchaft, die in mehreren Stücken zwiſchen dieſen beiden Künſten herrſcht, verführen ließen, ihre ganz verſchiedenen Charaktere zu verwechſeln und in der Wahl zwiſchen Ordnung und Freiheit die Erſtere auf Koſten der Andern zu begünſtigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetiſche Gartengeſchmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerkſamen Beobachter ſeiner ſelbſt konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landſchaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorſtellung unzertrennlich iſt, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künſtlers ſind. Sobald alſo der Gartengeſchmack dieſe Art des Genuſſes bezweckte, ſo mußte er darauf bedacht ſeyn, aus ſeinen Anlagen alle Spuren eines künſtlichen Urſprungs zu entfernen. Er machte ſich alſo die Freiheit, ſo wie ſein architektoniſcher Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum oberſten Geſetz; bei ihm mußte die Natur, bei dieſem die Menſchenhand ſiegen. Aber der Zweck, nach dem er ſtrebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche ſeine Kunſt ihn beſchränkte; und er ſcheiterte, weil er aus ſeinen Gränzen trat und die Gartenkunſt in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßſtab, der der letztern zu Statten kommt, auf eine Kunſt nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch ſich ſelbſt repräſentirt und nur in ſo fern rühren kann, als man ſie abſolut mit Natur verwechſelt. Kein Wunder alſo, wenn er über dem Ringen nach Mannigfaltigkeit

ins Tändelhafte und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Gränzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will, eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicher Weise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns Diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur

als Bruchstücke hingeworfen; aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstand und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Gränzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen „Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann." Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der Erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern und zeichnet kürzlich die Gränzen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an der Landstraße u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangfreiheit führen. Aber, indem er die Gränzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich,

ſymboliſche und gleichſam pathetiſche Gärten anzulegen, die eben ſo gut als muſikaliſche oder poetiſche Compoſitionen fähig ſeyn müßten, einen beſtimmten Empfindungszuſtand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer dieſen äſthetiſchen Bemerkungen iſt von demſelben Verfaſſer in dieſem Kalender eine Beſchreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derſelbe im nächſten Jahre die Fortſetzung verſpricht. Jedem, der dieſe mit Recht berühmte Anlage entweder ſelbſt geſehen oder auch nur von Hörenſagen kennt, muß es angenehm ſeyn, dieſelbe in Geſellſchaft eines ſo feinen Kunſtkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrſcheinlich nicht weniger als den Recenſenten überraſchen, in einer Compoſition, die man ſo ſehr geneigt war für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrſchen zu ſehen, die, es ſey nun dem Urheber oder dem Beſchreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die mehrſten Reiſenden, denen die Gunſt widerfahren iſt, die Anlage zu Hohenheim zu beſichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römiſche Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit ſchwarzen Gefängnißmauern abwechſeln geſehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die ſich erlauben durfte, ſo disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorſtellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die ſich unter den Ruinen einer römiſchen Stadt niederließ, hebt auf Einmal dieſen Widerſpruch und bringt eine geiſtvolle Einheit in dieſe barocke Compoſition. Ländliche Simplicität und verſunkene ſtädtiſche Herrlichkeit, die zwei äußerſten Zuſtände der Geſellſchaft, gränzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernſte Gefühl der Vergänglichkeit verliert ſich wunderbar ſchön in dem Gefühle des

ſiegenden Lebens. Dieſe glückliche Miſchung gießt durch die ganze Landſchaft einen tiefen elegiſchen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwiſchen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß ſchwankend erhält und noch lange nachhallt, wenn ſchon Alles verſchwunden iſt.

Der Verf. nimmt an, daß nur Derjenige über den ganzen Werth dieſer Anlage richten könne, der ſie im vollen Sommer geſehen; wir möchten noch hinzuſetzen, daß nur Derjenige ihre Schönheit vollſtändig fühlen könne, der ſich auf einem beſtimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürſtliche Schloß zu ihr geführt worden ſeyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim iſt gewiſſermaßen eine verſinnlichte Geſchichte der Gartenkunſt, die dem aufmerkſamen Betrachter intereſſante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthſchaftlichen Gärten, an denen ſich die Landſtraße hinzieht, zeigt ſich demſelben der erſte phyſiſche Anfang der Gartenkunſt, entblößt von aller äſthetiſchen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die franzöſiſche Gartenkunſt mit ſtolzer Gravität unter den langen und ſchroffen Pappelwänden, welche die freie Landſchaft mit Hohenheim in Verbindung ſetzen und durch ihre kunſtmäßige Geſtalt ſchon Erwartung erregen. Dieſer feierliche Eindruck ſteigt bis zu einer faſt peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schloſſes durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig ſeines Gleichen hat und auf eine gewiß ſeltene Art Geſchmack mit Verſchwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunſtreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchſten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reiſenden

auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorf empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurenden Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenen Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen, und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verfassers über den Garten zu Schwetzingen und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden wird jeder *Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben und sich* mit demselben nicht enthalten

können, eine Empfindsamkeit, welche Sittensprüche, auf eigene Täfelchen geschrieben, an die Bäume hängt, für affectirt und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

Ueber Egmont,

Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und wenn gleich oft alle diese drei, als Ursache und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur insofern in die Leidenschaft- und Charakterschilderung einzulassen, als er jene durch diese herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meisterscene im Mohren von Venedig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben.

Die alten Tragiker haben ſich beinahe einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neuern Zeiten, und in dieſen erſt ſeit Shakſpeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert: er war der erſte, der in ſeinem Macbeth, Richard III. u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt: genug, ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, inwiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwicklung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem allen; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an allen Antheil nimmt, und auf den ſich alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmonts wahre Geſchichte konnte dem Verfaſſer auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Kataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung

mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffs durch den Reichthum seines Genies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter, er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und kühn, als ob die Welt ihm gehörte, brav und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönern Ritterzeit, prachtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches

Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele; aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihm keine ſchlafloſe Nächte. Tolldreiſt wagt er bei St. Quentin und Gravelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen, ſüßen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb' ich nur," ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegen„wärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden „gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen „verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem „luſtigen Augenblick empfangen und geboren, ſind ſchuld, „daß eine ganz edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem „ſelbſt gewählten Unnamen dem König ſeine Pflicht mit ſpot„tender Demuth ins Gedächtniß rief, ſind ſchuld — was „iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochver„rath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, „die ein jugendlicher Muth um unſers Lebens arme Blöße „hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, „was iſt denn dran? Scheint mir die Sonne heut', um das „zu überlegen, was geſtern war?" — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, ſoll dieſer Charakter uns rühren; wir ſollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn

erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwiderstehlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabriele; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber das ist eben das Unglück, daß wir seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu' und Glauben anzunehmen gezwungen werden — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weiset auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute," sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Hast du diese stolze Anmerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur *etwas für sie gethan*! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.") *Ein großer Mann soll er* nicht seyn, aber auch erschlaffen soll

er nicht; eine relative Größe, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintanſetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann," ſagt er, „trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber; — Weg — das „iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, „wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirn' die ſinnenden Runzeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein „freundlich Mittel." Dieſes freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — iſt kein andres, als ein Beſuch beim Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es Euch zu beſchwerlich iſt, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt Ihr's haben, wenn ſich die Schlinge über Euch zuſammenzieht. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.

Hätte alſo die Einmiſchung dieſer Liebesangelegenheit dem Intereſſe wirklich Schaden gethan, ſo wäre dieſes doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um ſie hervorzubringen. In der Geſchichte nämlich war Egmont verheirathet und hinterließ neun (Andere ſagen eilf) Kinder, als er ſtarb. Dieſen Umſtand konnte der Dichter wiſſen und nicht wiſſen, wie es ſein Intereſſe mit ſich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläſſigen ſollen, ſobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in ſein Trauerſpiel aufnahm. Der wahre

Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Besonders aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und sogleich dem Fiscus anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Bayern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seite des Herzens zu

erſetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet, deſſen Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören, der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwei Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirne wegzubannen. Und alles dieſes kann er noch außerdem erſt nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht, um es zu ſchwächen. Wie theuer läßt er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiß eines der ſchönſten Gemälde iſt, die in einer größern Compoſition, wo ſie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſeyn.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des dermaligen politiſch bürgerlichen Zuſtandes der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grunde liegen oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsactionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammen zu tragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakſpeare in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer

kleinen ſind, die unter ſich aufs Schärfſte contraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zuſammen wirkten, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen: ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwei andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großthuerei dieſes Volks, der republicaniſche Geiſt, der bei der geringſten Neuerung aufwallt und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder gibt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir ſehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüſſeler, den Holländer, den Frieſen und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. *Dieſe Züge* entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, *den er dadurch ſchildert*, entwiſchen, ohne daß er es will oder

gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbruſtſchießen das Beſte gewonnen und will, als König, die Herren gaſtiren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger, als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſom (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in dieſem doch ohne Präjudiz den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bei der kleinſten Bewilligung noch durch eine Clauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

Das war ein Herr! (Von Karl V. ſpricht er.) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war euch Alles in Allem — und, wenn er euch begegnete, ſo grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frei ſeyn, wie wir, leben und leben laſſen u. ſ. w.

Wie treffend ſchildert er uns durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger ſehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß Einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat," konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervorſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren: es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß." Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele *hineinführt* und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, *macht uns auf einen Augenblick* zu Theilhabern desſelben; wir *intereſſiren uns dafür, als gält' es etwas*, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verfaſſer ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name „war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern „des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir „gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, „des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir hergeſchrit„ten, immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vorn und „ſchritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich „dich zu ſehen und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. „Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich „zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich „ſehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du „dich gern betrachteteſt, ſo ſey es auch mein Tod. Die Men„ſchen ſind nicht bloß zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; „auch der Entfernte, der Abgeſchiedene lebt uns. Ich lebe „dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe „ich mich gefreut," u. ſ. w. — Die übrigen Charaktere im Stück ſind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene ſchildert uns den ſchlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl als Egmont malen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind; dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schickſal mit ihm hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemälde des melancholiſchen Temperaments mit

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß Einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat," konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervorſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren: es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter, „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß." Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſrer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desſelben; wir intereſſiren uns dafür, als gält' es etwas, das uns lieb iſt.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name „war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern „des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir „gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, „des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschrit„ten, immer vor, und ohne Neid sah ich dich vorn und „schritt dir nach und fort und fort. Nun hofft' ich endlich „dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. „Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich „zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich „sehe dich hier!" — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du „dich gern betrachtetest, so sey es auch mein Tod. Die Men„schen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; „auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe „dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe „ich mich gefreut," u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind; diese Schilderungsart ist vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit

Ueber Matthissons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutigen Tages an, ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr eben so, wie die Landschaftmalerei der Thier- und Menschenmalerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur bloß als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umgekehrt, wie der Landschaftmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer *möchte den großen* Maler der Natur in der Wahrheit, *Individualität und Lebendigkeit* erreichen, womit er uns das

Local seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftgemälden und Landschaftpoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eignen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neueren allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtig verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und wer so eben eine Matthisson'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat. Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit: folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effect unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen" (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können), *so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen* verdienen will, sich entziehen kann,

Er muß fürs Erſte unſere Einbildungskraft frei ſpielen und ſelbſt handeln laſſen, und zweitens muß er nichts deſto weniger ſeiner Wirkung gewiß ſeyn und eine beſtimmte Empfindung erregen. Dieſe Forderungen ſcheinen einander anfänglich ganz widerſprechend zu ſeyn: denn nach der erſten müßte unſere Einbildungskraft herrſchen und keinem andern als ihrem eignen Geſetz gehorchen; nach der andern müßte ſie dienen und dem Geſetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun dieſen Widerſpruch? Dadurch, daß er unſerer Einbildungskraft keinen andern Gang vorſchreibt, als den ſie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eigenen Geſetzen nehmen müßte, daß er ſeinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet ſich alsdann, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, ſondern vielmehr in ſich enthalten, und daß die höchſte Freiheit gerade nur durch die höchſte Beſtimmtheit möglich iſt.

Hier ſtellen ſich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt iſt, bloß dem Geſetz der Ideenverbindung, die ſich urſprünglich nur auf einen zufälligen Zuſammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empiriſches, gründet. Nichts deſto weniger muß der Dichter dieſen empiriſchen Effect der Aſſociation zu berechnen wiſſen, weil er nur in ſo fern Dichter iſt, als er durch eine freie Selbſthandlung unſrer Einbildungskraft ſeinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Geſetzmäßigkeit darin entdecken und den empiriſchen Zuſammenhang der Vorſtellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unſere Vorſtellungen ſtehen aber nur in ſo fern in einem nothwendigen *Zuſammenhang, als ſie ſich auf eine objective Verknüpfung*

in den Erſcheinungen, nicht bloß auf ein ſubjectives und willkürliches Gedankenſpiel gründen. An dieſe objective Verknüpfung in den Erſcheinungen hält ſich alſo der Dichter, und nur, wenn er von ſeinem Stoffe Alles ſorgfältig abgeſondert hat, was bloß aus ſubjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen iſt, nur, wenn er gewiß iſt, daß er ſich an das reine Object gehalten und ſich ſelbſt zuvor dem Geſetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten ſich richtet, nur dann kann er verſichert ſeyn, daß die Imagination aller Andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorſchreibt, zuſammenſtimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deßwegen in ein beſtimmtes Spiel verſetzen, um beſtimmt auf das Herz zu wirken. So ſchwer ſchon die erſte Aufgabe ſeyn mochte, das Spiel der Imagination unbeſchadet ihrer Freiheit zu beſtimmen, ſo ſchwer iſt die zweite, durch dieſes Spiel der Imagination den Empfindungszuſtand des Subjects zu beſtimmen. Es iſt bekannt, daß verſchiedene Menſchen bei der nämlichen Veranlaſſung, ja, daß derſelbe Menſch in verſchiedenen Zeiten von derſelben Sache ganz verſchieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieſer Abhängigkeit unſerer Empfindungen von zufälligen Einflüſſen, die außer ſeiner Gewalt ſind, muß der Dichter unſern Empfindungszuſtand beſtimmen: er muß alſo auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine beſtimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun iſt aber in den Beſchaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung: der Dichter kann alſo nur inſofern unſere Empfindungen beſtimmen, als er ſie der Gattung in uns, nicht unſerm ſpecifiſch verſchiedenen Selbſt, *abfordert. Um aber verſichert* zu ſeyn, daß er ſich auch wirk*lich an die reine* Gattung in den Individuen wende, muß

er ſelbſt zuvor das Individuum in ſich ausgelöſcht und zur Gattung geſteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der beſtimmte Menſch (in welchem der Begriff der Gattung immer beſchränkt ſeyn würde), ſondern, wenn er als Menſch überhaupt empfindet, iſt er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigſtens kann er auf dieſen Effect mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menſchlichen Individuum Menſchheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden alſo folgende zwei Eigenſchaften unnachläßlich gefordert: erſtlich nothwendige Beziehung auf ſeinen Gegenſtand (objective Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieſes Gegenſtandes oder doch der Schilderung desſelben auf das Empfindungsvermögen (ſubjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur ſeyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Geſetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorſchreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (hiſtoriſche) Natur ſeyn, denn alle Wirklichkeit iſt mehr oder weniger Beſchränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Menſch iſt gerade um ſo viel weniger Menſch, als er individuell iſt; jede Empfindungsweiſe iſt gerade um ſo viel weniger nothwendig und rein menſchlich, als ſie einem beſtimmten Subject eigenthümlich iſt. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Geſagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich ſchönen Kunſt ſich nur ſo weit erſtrecken kann, als ſich in der Verknüpfung der Erſcheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieſes Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, iſt entweder keine Beſtimmtheit oder keine Freiheit; denn, ſobald der Dichter das Spiel unſrer Einbildungskraft

durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings Beides beisammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichtetern Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus: daher nur in diesen Beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft, denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Object für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläufigen Provinz als eine wahre Gränzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise

die Beſtimmtheit der Miſchungen und Formen: nicht nur die Geſtalten ſind hier willkürlicher und erſcheinen es noch mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben ſpielt der Zufall eine dem Künſtler ſehr läſtige Rolle. Stellt er uns alſo beſtimmte Geſtalten und in einer beſtimmten Ordnung vor, ſo beſtimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden iſt, in welcher die freie Phantaſie des Zuſchauers mit der Idee des Künſtlers übereinſtimmen könnte. Wir empfangen alſo das Geſetz von ihm, das wir uns doch ſelbſt geben ſollten, und die Wirkung iſt wenigſtens nicht rein poetiſch, weil ſie keine vollkommen freie Selbſthandlung der Einbildungskraft iſt. Will aber der Künſtler die Freiheit retten, ſo kann er es nur dadurch bewerkſtelligen, daß er auf Beſtimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts deſto weniger iſt dieſes Naturgebiet für die ſchöne Kunſt ganz und gar nicht verloren, und ſelbſt die von uns ſo eben aufgeſtellten Principien berechtigen den Künſtler und Dichter, der ſeine Gegenſtände daraus wählt, zu einem ſehr ehrenvollen Range. Fürs Erſte iſt nicht zu leugnen, daß bei aller anſcheinenden Willkür der Formen auch in dieſer Region von Erſcheinungen noch immer eine große Einheit und Geſetzmäßigkeit herrſcht, die den weiſen Künſtler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in dieſem Kunſtgebiet von der Beſtimmtheit der Formen ſehr viel nachgelaſſen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verſchwinden, und der Effect nur durch Maſſen bewirkt wird), doch in der Compoſition noch eine große Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter Anderem die Schattirung und Farbengebung in der maleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefſten

Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und, soweit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber, weil er aller seiner Bestrebungen ungeachtet auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun Dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann, entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und, insofern also die Landschaftmalerei oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens,

mithin Nachahmung menſchlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede maleriſche und poetiſche Compoſition als eine Art von muſikaliſchem Werk und unterwerfen ſie zum Theil denſelben Geſetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewiſſermaßen auch eine Modulation. Wir unterſcheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die muſikaliſche Haltung von der logiſchen, kurz, wir verlangen, daß jede poetiſche Compoſition neben Dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen ſey und als Muſik auf uns wirke. Von dem Landſchaftmaler und Landſchaftdichter verlangen wir Dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewußtſeyn, weil wir von unſern übrigen Anforderungen an Producte der ſchönen Kunſt bei Beiden etwas herunter laſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effect der Muſik (als ſchöner und nicht bloß angenehmer Kunſt) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äußere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen, ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie vermittelſt jenes ſymboliſchen Akts die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur participiren können. Dringt nun der Tonſetzer und der Landſchaftmaler in das Geheimniß jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzen walten, und ſtudirt er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äußern Erſcheinungen Statt findet, ſo wird er aus einem Bildner

gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äußern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist: denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistessprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonſetzer und der Landſchaftmaler bewirken Dieſes bloß durch die Form ihrer Darſtellung und ſtimmen bloß das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber, einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr: er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daß ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Gränzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt, nicht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen. Jede nähere Beſtimmung wird hier als eine läſtige Schranke empfunden: denn eben darin liegt das Anziehende ſolcher äſthetiſchen Ideen, daß wir in den Inhalt derſelben wie in eine grundloſe Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt ſtets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzulegen überläßt, iſt eine unendliche Größe.

Wir haben dieſen weiten Weg nicht genommen, um uns von unſerm Dichter zu entfernen, ſondern, um demſelben näher zu kommen. Jene dreierlei Erforderniſſe landſchaftlicher Darſtellungen, welche wir ſo eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehreſten ſeiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anſchaulichkeit; ſie ziehen uns an durch ihre muſikaliſche Schönheit; ſie beſchäftigen uns durch den Geiſt, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in ſeinen Landſchaftgemalden, ſo müſſen wir die Kunſt bewundern, womit er unſere Einbildungskraft zu Darſtellung dieſer Scenen aufzufordern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über ſie

zu verrschen weiß. Alle einzelne Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet sich bei Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effects auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als, was geschieht; und, versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer genetischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganze von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt insofern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit als das im Raume, mehr die bewegte als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemälde S. 85.

Der Vollmond ſchwebt im Oſten;
Am alten Geiſterthurm
Flimmt bläulich im bemoosten
Geſtein der Feuerwurm.
Der Linde ſchöner Sylfe
Streift ſcheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferſchilfe
Webt leichter Irrwiſchtanz.

Die Kirchenfenſter ſchimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wieſenborn;
Im Lichte weyn die Ranken
Der öden Felſenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umſchleiert weißer Duft.

Wie ſchön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs beſäumt,
Der hier durch Binſenſtellen,
Dort unter Blumen ſchäumt,
Als lodernde Cascade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken ſtäubt. u. ſ. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun iſt, eine
ge Decoration auf Einmal vor unſere Augen zu ſtellen,
) er uns durch die Stetigkeit des Zuſammenhanges die
pprehenſion leicht und natürlich zu machen, wie in dem
enden Gemälde S. 54.

Die Sonne ſinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva malt ſich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich dieſe Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, ſo verknüpfen ſie ſich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorſtellung, weil eines das andere unterſtützt und gleichſam nothwendig macht. Etwas ſchwerer ſchon wird uns die Zuſammenfaſſung in der nächſtfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet iſt.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wieſenflur, beſchneit von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura ſchallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wieſe verſetzen; und dieſer Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel ſetzen müſſen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fiſcher ſingt im Kahne, der gemach
Im rothen Widerſchein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur ſelbſt keine Bewegung, ſo entlehnt der Dichter dieſe auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die ſtille Welt mit geiſtigen Weſen, die im Nebeldunſt ſtreifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es ſind auch die Geſtalten der Vorzeit, die in ſeiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landſchaft ein künſtliches Leben bringen. Dergleichen Aſſociationen bieten ſich ihm aber keineswegs willkürlich an; ſie entſtehen gleichſam nothwendig entweder aus dem Locale der Landſchaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landſchaft in ihm erweckt wird. Sie ſind zwar nur eine ſubjective Begleitung

derſelben, aber eine ſo allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger verſteht ſich Hr. M. auf jene muſikaliſchen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder und durch eine kunſtreiche Eurhythmie in Anordnung derſelben zu bewirken ſind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine ſchöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandſchaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberſchimmer
Der umbüſchten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, ſanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fiſcherkähne.

Silberſand
Blinkt am Strand;
Röther ſchweben hier, dort bläſſer,
Wolkenbilder im Gewäſſer.

Rauſchend kränzt,
Goldbeglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Mild umſchwärmt vom Seegeflügel.

Maleriſch
Im Gebüſch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Stirbt die Glut;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61 und die Alpenreise S. 66: zwei Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschaft-Gemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, *der Genfersee, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose*, der Form über die gestaltlose

Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüstenein,
Voll trüber Nebeldämmrung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniß rufen.

O Clarens, friedlich am Gestad erhöht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen

kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bei Neapel u. s. w. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Gränzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg

verſucht und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſelloſigkeit und dabei doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das Feenland überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abenteuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune: Alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der Elfen Alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muß. Sorgenfreie, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Conſorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt
Nur Finſterniß beglückt!
Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether flammt,
Ward Alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. M. iſt nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt ſich ſchon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiß, mit der beſeelten, die einen ſo viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im Voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ungefähr aufhalten *muß*. *Nicht* im Gewühle der großen Welt, nicht

in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eignen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge: lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am Nächſten liegen und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerei, wozu die Einſamkeit und die ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gern neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Geſtalt unſers Geiſtes unaufhaltſam die andere, und die Mannigfaltigkeit unſers Weſens iſt hier nicht immer unſer Verdienſt; deſto treuer bewahrt die einfache, ſtets ſich ſelbſt gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir ſie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unſrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unſer Dichter ſich um ſich ſelbſt bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derſelben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, ſind einförmig und beinahe dürftig; es ſind die Elemente, aus denen ſich erſt im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künſtliche Miſchungen bilden, die ein unerſchöpflicher Stoff für den Seelenmaler ſind. Jene wird man daher leicht müde, weil ſie zu wenig beſchäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück und freut ſich, aus jenen künſtlichen Arten, die ſo oft nur Ausartungen ſind, die urſprüngliche Menſchheit wieder hergeſtellt zu ſehen. Wenn dieſe Zurückführung zu dem ſaturniſchen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menſchen recht wohlthätig

werden ſoll, ſo muß dieſe Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erſcheinen; es muß diejenige Natur ſeyn, mit der der moraliſche Menſch endigt, nicht diejenige, mit der der phyſiſche beginnt. Will uns alſo der Dichter aus dem Gedrange der Welt in ſeine Einſamkeit nachziehen, ſo muß es nicht Bedürfniß der Abſpannung, ſondern der Anſpannung, nicht Verlangen nach Ruhe, ſondern nach Harmonie ſeyn, was ihm die Kunſt verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht, weil die moraliſche Welt ſeinem theoretiſchen, ſondern, weil ſie ſeinem praktiſchen Vermögen widerſtreitet, muß er ſich nach einem Tibur umſehen und zu der lebloſen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als bloß die dürftige Geſchicklichkeit, die Natur mit der Kunſt in Contraſt zu ſetzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter iſt. Ein mit der höchſten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüſſen der raffinirteſten Cultur zu bewahren, ohne welche ſie durchaus keine Würde hat. Dieſes Herz aber verräth ſich durch eine Fülle, die es auch in der anſpruchsloſeſten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es ſich auch in ſeinem rühmlichſten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuſchheit der Gefühle; es verräth ſich durch die unwiderſtehliche und wahrhaft magiſche Gewalt, womit es uns an ſich zieht, uns feſthält und gleichſam nöthigt, uns unſrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der ſeinigen huldigen.

Hr. M. hat ſeinen Anſpruch auf dieſen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem ſtrengſten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantaſie, wie ſein Elyſium (S. 24.)

componiren kann, Der iſt als ein Eingeweihter in die innerſten Geheimniſſe der poetiſchen Kunſt und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit claſſiſchen Muſtern hat ſeinen Geiſt genährt, ſeinen Geſchmack gereinigt, ſeine ſittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menſchlichkeit beſeelt ſeine Dichtungen, und rein, wie ſie auf der ſpiegelnden Fläche des Waſſers liegen, malen ſich die ſchönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit ſeines Geiſtes. Durchgängig bemerkt man in ſeinen Producten eine Wahl, eine Züchtigung, eine Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, ein nie ermüdendes Beſtreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleiſtet, und wir dürfen hoffen, daß er ſeine Gränzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in beſcheidenern Kreiſen ſeine Schwingen verſucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen ſeiner Einbildungskraft und in die Muſik ſeiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu ſeinen Landſchaften nun auch Figuren zu erfinden und auf dieſen reizenden Grund handelnde Menſchheit aufzutragen. Beſcheidenes Mißtrauen zu ſich ſelbſt iſt zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth ſteht ihm gut an; und, ſo ſchön es iſt, wenn der Beſieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauſcht, ſo einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreiſe theſſaliſcher Jungfrauen ſich zum Helden aufrichtet.

Anhang

zu

Schillers sämmtlichen Werken.

Nachrichten

von

Schillers Leben.

Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden als ihr Verfasser. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schillers vertrautesten Freunden und wurde von mehrern Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren durch schätzbare Beiträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schillers eigene Aeußerungen oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet. Zu bemerken ist, daß sie im Jahre 1812 verfaßt worden sind.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayerischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anstellung und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem württembergischen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund und übernahm

Nachrichten

von

Schillers Leben.

Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Körner in Dresden als ihr Verfasser. Seit dem Jahre 1785 gehörte er zu Schillers vertrautesten Freunden und wurde von mehrern Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren durch schätzbare Beiträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schillers eigene Aeußerungen oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet. Zu bemerken ist, daß sie im Jahre 1812 verfaßt worden sind.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwickelung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayerischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgeschickt wurden. Als nach Abschluß des Aachner Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anstellung und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem württembergischen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund und übernahm

in dieſem Falle der Noth jedes erforderliche Geſchäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er beſorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geiſtlichen bei dem Gottesdienſte des Regiments durch Vorleſung einiger Gebete und Leitung des Geſangs.

Seit dem Jahre 1759 ſtand er bei einem andern württembergiſchen Corps in Heſſen und in Thüringen und benutzte jede Stunde der Muſe, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünſtiger Umſtände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philoſophie betrieb er mit Eifer, und landwirthſchaftliche Beſchäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumſchule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichſten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufſicht über eine größere Anſtalt dieſer Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen Luſtſchloſſe, war errichtet worden. In dieſer Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geſchätzt von ſeinem Fürſten und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter und hatte noch die Freude, den Ruhm ſeines Sohnes zu erleben. Ueber dieſen Sohn findet ſich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufſatze des Vaters:

„Und du, Weſen aller Weſen! Dich hab' ich nach der Geburt meines „einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſteskräften zulegen „möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und „du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes Weſen, daß du auf die Bitten „der Sterblichen achteſt! —"

Schillers Mutter wird von zuverläſſigen Perſonen als eine anſpruchsloſe, aber verſtändige und gutmüthige Hausfrau beſchrieben. Gatten und Kinder liebte ſie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte ſie ihrem Sohne ſehr werth. Zum Leſen hatte ſie wenig Zeit, aber Utz und Gellert waren ihr lieb, beſonders als geiſtliche Dichter. — Von ſolchen Aeltern wurde Johann Chriſtoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergiſchen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man ſich aus ſeinen früheſten Jahren erinnert, waren Beweiſe von Weichheit des Herzens, Religioſität und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit. Den erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer in Lorch, einem württembergiſchen Gränzdorfe, wo Schillers Aeltern von 1765 an drei Jahre lang ſich aufhielten. Der Sohn dieſes Geiſtlichen, ein nachheriger Prediger, war Schillers erſter Jugendfreund, und Dies erweckte bei ihm wahrſcheinlicher Weiſe die nachherige Neigung zum geiſtlichen Stande.

Die Schiller'ſche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort ſah der neunjährige Knabe zum Erſtenmal ein Theater, und zwar ein ſo glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Karl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig: es eröffnete ſich ihm eine neue Welt, auf die ſich alle ſeine jugendlichen Spiele bezogen, und Plane zu Trauerſpielen beſchäftigten ihn ſchon damals, aber ſeine Neigung zum geiſtlichen Stande verminderte ſich nicht.

Bis zum Jahr 1773 erhielt er ſeinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf dieſe Zeit erinnert ſich ein damaliger Mitſchüler ſeiner Munterkeit, ſeiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch ſeiner edeln Denkart und ſeines Fleißes. Die guten Zeugniſſe ſeiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerkſam, der damals eine neue Erziehungsanſtalt mit großem Eifer errichtete und unter den Söhnen ſeiner Officiere Zöglinge dafür ausſuchte.

Die Aufnahme in dieſes Inſtitut, die militäriſche Pflanzſchule auf dem Luſtſchloſſe Solitude und nachherige Karlsſchule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürſten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich ſeyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieſer dem Herzoge freimüthig die Abſicht, ſeinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanſtalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm ſelbſt koſtete es viel Ueberwindung, ſeine Neigung den Verhältniſſen ſeines Vaters aufzuopfern, aber endlich entſchied er ſich für das juriſtiſche Fach und wurde im Jahre 1773 in das neue Inſtitut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Zögling ſeine eigene Charakter-Schilderung aufſetzen mußte, wagte Schiller das Geſtändniß:

„daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als „Gottesgelehrter dienen könnte.“

Auch ergriff er im Jahr 1775 eine Gelegenheit, wenigſtens das juriſtiſche Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bei dem Inſtitute eine neue Lehr-Anſtalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Zöglinge die Wahl, von dieſer Anſtalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte dieſe Aufforderung.

Auf der Karlsſchule war es, wo ſeine früheſten Gedichte entſtanden. Ein Verſuch, das Eigenthümliche dieſer Producte aus damaligen äußern Urſachen vollſtändig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von Dem, was die Richtung eines ſolchen Geiſtes beſtimmte, blieb natürlicher Weiſe Vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umſtände verdienen in dieſer Rückſicht bemerkt zu werden.

unter dem Titel: Württembergisches Repertorium der Literatur, herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen, wozu aber Schiller sich nicht entschließen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst und hätte gern gesehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Karlsschule hervorgegangen wäre. Aber in Schillers Producten fand er häufige Verstoße gegen den bessern Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strenge Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahr 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Aeltern wagen, ohne daß diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reiz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meiningen zu Bauerbach, einem Gute der Frau

Geheimen-Räthin von Wolzogen, deren wohlwollender Aufnahme er seine Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesco, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk, Cabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Carlos. Im September 1785 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Planen einer vielumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem württemb. Repertorium und aus einer im ersten Hefte der Thalia eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: Rheinische Thalia, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist „mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm „allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde „ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes „wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als „den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, „als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß „bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem „Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthaltes in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Konradins von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber,

der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee, Shakspeares Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber Don Carlos war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der Thalia.

Die Vorlesung dieser Scenen an dem landgräflich hessen-darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Musen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine früheren Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bei Leipzig, in einem fröhlichen Cirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der Thalia bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schiller selbst etwas mit enthält.

Cagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Mann erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte blos in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendigt, als aus den Anfragen, die er von mehrern Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er blos die Neugierde des Publikums auf die Gegenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlgefallen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höheren Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er „liebt."

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Mercur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Mercur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meiningen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. „Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich „wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohlthätiger häuslicher „Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Herz „wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein [illegible] fremder Mensch, in der

„Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne „mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. — Ich habe ſeit „vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowohl, weil mir die „Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, „als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit „mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.“

Die Gegend bei Rudolſtadt hatte Schillern ſo ſehr angezogen, daß er ſich entſchloß, den Sommer des Jahres 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volksſtädt, nicht weit von Rudolſtadt, um das Ländleben zu genießen, theils ſpäter in Rudolſtadt ſelbſt, und die Familie der Frau von Lengefeld war faſt täglich ſein Umgang. Im November ſchrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolſtadt iſt mir in der That ſchwer geworden. „Ich habe dort viele ſchöne Tage gelebt und ein ſehr werthes Band der „Freundſchaft geſtiftet.“

Während dieſes Aufenthaltes in Rudolſtadt traf ſich's, daß Schiller zum erſten Male Goethen ſah. Seine Erwartung war auf's Höchſte geſpannt, theils durch die frühern Eindrücke von Göthes Werken, theils durch Alles, was er über ſein Perſönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erſchien in einer zahlreichen Geſellſchaft, heiter und mittheilend, beſonders über ſeine italieniſche Reiſe, von der er eben zurückgekommen war; aber dieſe Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtſeyn eines roſtloſen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber ſaß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen,“ ſchrieb er über dieſe Zuſammenkunft, „iſt „meine in der That große Idee von Goethe nach dieſer perſönlichen Be„kanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je „ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was „ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durch„lebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als „das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten „ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zu„ſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere „lehren.“

Und die Zeit lehrte ſchon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigſtens keine Gelegenheit verſäumte, ſich für Schillern, den er zu ſchätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Profeſſor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen und verſprach viel von ihm für den Vortrag der Geſchichte: Goethe und der

jetzige Geheim-Rath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. „Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit „jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit „ihrer Welt."

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für „die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die „Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man „seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer „Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das „vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist „überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. „Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit „Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben: einem philosophischen Geist ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, „bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht „stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm „diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt „der Gattung wichtig ist."

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Plane zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedicht den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein epiſches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie „für ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von „der ſo nahen Modernität dieſes Sujets entſtehen, und die anſcheinende „Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande „würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding ſeyn, als eines in der „Kindheit der Welt. Und eben Das iſt's, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſere Sitten, der feinſte Duft unſerer Philoſophien, unſere „Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz, Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der griechiſchen „Cultur u. ſ. w. anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir „eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen „die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf „erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in „einem ſo proſaiſchem Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, „kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhen, wenn ſie eben dieſem „modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in „meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles „daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt „Du wohl ſchwerlich. — Kein anderes, als ottave rime. Alle andere, das „jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! wie „ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechiſchen Bauern „die Iliade, wie die Gondoliere in Venedig die Stanzen aus dem befreiten „Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen „würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, „welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, „daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden „noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben „und ſein Jahrhundert darin anſchauen laſſen. Es gibt hier kein beſſeres „Muſter, als die Iliade.“

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern ſehr anziehend. Von Rudolſtadt aus ſchrieb er:

„Ich leſe jetzt faſt nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen

„Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und „Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.“

In dieſer Zeit überſetzte er auch die Iphigenie in Aulis und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeſchylus, auf den er ſich ſehr freute, ſollte nachher an die Reihe kommen. Die Ueberſetzungen aus Virgils Aeneis entſtanden ſpäter und wurden größtentheils durch Schillers damalige Vorliebe für die Stanzen veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettſtreit mit ihm ein. Beide wollten daſſelbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem ſelbſtgewählten Versmaße, überſetzen.

Wie ſehr Schiller in dieſer Periode ſeines Lebens die echte Kritik ehrte, und mit welcher Strenge er ſich ſelbſt behandelte, ergibt ſich aus folgenden Stellen ſeiner Briefe:

„Mein nächſtes Stück,“ ſchreibt er, „das ſchwerlich in den nächſten zwei „Jahren erſcheinen dürfte, muß meinen dramatiſchen Beruf entſcheiden. „Ich traue mir im Drama dennoch am Allermeiſten zu, und ich weiß, „worauf ſich dieſe Zuverſicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die „mich ein blinder Zufall wählen ließ, auf's Aeußerſte embarraſſirt, weil die „Compoſition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen „ſimpeln Plan behandeln und darüber brüten.“

Wieland hatte ihm den Mangel an Lebhaftigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle,“ ſchreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu ſehr, „daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies „läßt mich hoffen, daß ich mich ſehr darin verbeſſern kann. Die Ideen „ſtrömen mir nicht reich genug zu, ſo üppig meine Arbeiten auch ausfallen, „und meine Ideen ſind nicht klar, ehe ich ſchreibe. Fülle des Geiſtes und „Herzens von ſeinem Gegenſtande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe „man ſich hinſetzt, ſie auf's Papier zu werfen, und leichter Humor ſind „nothwendige Requiſiten zu dieſer Eigenſchaft; und wenn ich es einmal „mit mir ſelbſt dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniſſe beſitze, ſo ſoll „es mit der Leichtigkeit auch werden.“

Ein ſolches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Aengſtlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl ſeines Stoffs ſchrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunſtwerk nur ſich ſelbſt, das heißt, ſeiner „eigenen Schönheitsregel Rechenſchaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen iſt. Hingegen glaube ich auch feſtiglich, daß es gerade auf dieſem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil ſich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit

„auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur [illegible]heit zum Zweck setzt, auch „dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu ver„nachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam für Zugabe „mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und „Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert oder um beide buhlt, „leicht es mit jeder verdirbt."

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennet, schämet oder „fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnsinn, der „sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere „Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure „Klagen über Unfruchtbarkeit, welche so frühe verwerft und zu strenge sondert."

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Besitz einer geliebten Gattin einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art: über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Prachtausgabe von Memoiren, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der Thalia sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefordert, und ein deutscher Plutarch war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Den ausgezeichneten Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der verstorbene Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte*, eröffnete Schillern die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nächstfolgenden Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so „verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne

* Eben dieser Fürst erfreute Schillern in der Folge durch fortgesetzte schriftliche Beweise des wärmsten Antheils an seinen Schicksalen.

„Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet ſich wieder um mich herum in „dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. — Was „für ein ſchönes Leben führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um „mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung „außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein „Daſeyn iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich „geſpannt, aber ruhig und hell gehen mir dieſe Tage dahin. — Meinem „künftigen Schickſale ſehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich „am erreichten Ziele ſtehe, erſtaune ich ſelbſt, wie Alles doch über meine „Erwartungen gegangen iſt. Das Schickſal hat die Schwierigkeiten für „mich beſiegt, es hat mich zum Ziele gleichſam getragen. Von der Zukunft „hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines „Geiſtes leben, ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkeh„ren, ein inneres Dichterleben gibt mir ſie zurück."

Aber eine ſo glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag geſtört. Eine heftige Bruſtkrankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahres 1791 und zerrüttete ſeinen körperlichen Zuſtand für ſeine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Anfälle ließen das Schlimmſte fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorleſungen wären ihm äußerſt ſchädlich geweſen, und alle andern anſtrengenden Arbeiten mußten ausgeſetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigſtens auf einige Jahre in eine ſorgenfreie Lage zu verſetzen, und hierzu fehlte es in Deutſchland weder an Willen noch an Kräften; aber, ehe für dieſen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erſchien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holſtein-Auguſtenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre ohne alle Bedingungen und bloß zu ſeiner Wiederherſtellung angeboten, und dieß geſchah mit einer Feinheit und Delicateſſe, die den Empfänger, wie er ſchreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt. Dänemark war es, woher einſt auch Klopſtock die Mittel einer unabhängigen Exiſtenz erhielt, um ſeinen Meſſias zu endigen. Geſegnet ſey eine ſo edelmüthige Denkart, die auch bei Schillern durch die glücklichſten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft ſeines Geiſtes, der ſich vom Drucke der äußern Verhältniſſe frei fühlte, ſiegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeiſternde Arbeit oder ein ernſtes Studium beſchäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch ſchöne Tage zu erleben, genoß ſie mit heiterer Seele, und von dieſer Stimmung erntete ſeine Nation die Früchte in ſeinen trefflichſten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen, mit Paulus, Schütz und Hufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dieß führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultat er in der Abhandlung über Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia, und hauptsächlich später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat „mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft „gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den „Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, „erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und „gerade das Gegentheil findet man. Er dringt auf Festigkeit und Be„stimmtheit auf das Wesen, und über die äußere Form ist er so lax, als „man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, kann dieser von sich selbst „fordern, wenn er irgend weiß, was er will. Es fließt aus der Natur der „Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließlich von der Tragödie, die „er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt „ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung heraus„spricht und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. „Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von „irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch, aber die große Anzahl der „Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt „seinen empirischen Ausprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige „Qualität von Gesetzen."

In den Jahren von 1790 bis 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Planen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue „Philosophie ist gegen die Leibnitz'sche viel poetischer und hat einen größern „Charakter."

Vorzüglich gab ihm die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göſchens hiſtoriſche Almanache vom Jahr 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetiſcher Thätigkeit. Einige Zeit beſchäftigte ihn der Gedanke, Guſtav Adolph zum Helden eines epiſchen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle ſeiner Briefe zu erſehen iſt:

„Unter allen hiſtoriſchen Stoffen, wo ſich poetiſches Intereſſe mit na„tionellem und politiſchem noch am Meiſten gattet, ſteht Guſtav „Adolph oben an. — Die Geſchichte der Menſchheit gehört als unent„behrliche Epiſode in die Geſchichte der Reformation, und dieſe iſt mit „dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt alſo „bloß auf den ordnenden Geiſt des Dichters an, in einem Heldengedicht, „das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die „ganze Geſchichte der Menſchheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr „Intereſſe zu behandeln, als wenn dieß der Hauptſtoff geweſen wäre.“

Aus eben dieſer Zeit iſt auch die erſte Idee zum Wallenſtein. Als ſchon im Jahre 1792 dieſe Idee zur Ausführung kommen ſollte, ſchrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich iſt es doch nur die Kunſt ſelbſt, wo ich meine Kräfte fühle; „in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen: da bin ich „bloß Dilettant. Aber um der Ausführung ſelbſt willen philoſophire ich „gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt ſelbſt den Schaden er„ſetzen, den ſie mir zugefügt hat. Und geſchadet hat ſie mir in der That; „denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine „Regel bekannt war, vermiſſe ich ſchon ſeit mehreren Jahren. Ich ſehe „mich jetzt erſchaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Be„geiſterung, und meine Einbildungskraft beträgt ſich mit minder Freiheit, „ſeitdem ſie ſich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erſt ſo weit, „daß mir Kunſtmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgeſitteten „Menſchen die Erziehung, ſo erhält auch die Phantaſie ihre vorige Freiheit „wieder zurück und ſetzt ſich keine andere als freiwillige Schranken.“

Aber es ſollten noch ſieben Jahre vergehen, ehe der Wallenſtein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthloſigkeit, da Schiller dieſes Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In ſeinen Briefen vom Jahre 1798 findet ſich folgende Stelle:

„Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bang, „denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts „weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich „philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überrascht. Was ſoll ich „thun? Ich wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von

„meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten; und setze „mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich „im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth „zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir „ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn: denn im Poetischen habe „ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen."

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine frühern Producte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisternde Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich „etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung „widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und „ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung „wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein „deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diese „Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen „Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein „öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck „geneigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation, anzu„sehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen „fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade „dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten „Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, „der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit „schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer, und hat „auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an, zu schweigen, „aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig „bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein „Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öf„fentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche „Zeit scheint mir die jetzige zu seyn."

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller: „Die Liebe zum Vater-„land iſt ſehr lebhaft in mir geworden.“

Er unternahm die Reiſe nach Schwaben, lebte vom Auguſt an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg und freute ſich des Wiederſehens ſeiner Eltern, Schweſtern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus ſchrieb er an den Herzog von Württemberg, gegen den er ſich durch ſeine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er hielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignorirt werden. Dies beſtimmte Schillern, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und er ſah in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben dieſen Herzog, der kurz nachher ſtarb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem ſchon lange entworfenen, aber nun reif gewordnen Plane, die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands zu einer Zeitſchrift zu vereinigen, die Alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der Horen wurde beſchloſſen. Die Thalia war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitſchrift öffneten ſich ſehr günſtige Ausſichten, und auf die Einladung zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielverſprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schillern einen neuen Reiz, da Wilhelm v. Humboldt*, der ältere Bruder des berühmten Reiſenden, ſich dahin begeben hatte und mit Schillern dort in der genaueſten Verbindung lebte. In dieſe Zeit trifft auch der Anfang des ſchönen und nachher immer feſter geknüpften Bundes zwiſchen Goethe und Schiller, der für Beide den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlaſſung dieſes Ereigniſſes finden ſich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reiſe) fand ich „einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen „kommt. Wir hatten vor ſechs Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein „Langes und Breites geſprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu „denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen „dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die um ſo in„tereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Ge„ſichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was

* Siehe: Briefwechſel zwiſchen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang ſeiner Geiſtesentwickelung von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1830.

„ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese aus„gestreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Be„dürfniß, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und „ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf „einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.“ —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen und „bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht „weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm „finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns Beide entscheidende „Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.“

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien „beschlossen*, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. „Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, „und, ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien zusam„men. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschie„dene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interes„sant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schillern eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang und die Ideale waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir däucht,“ schrieb er darüber, „das sicherste empirische Kriterium von „der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die „Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, „also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem „meiner Stücke begegnet, als mit diesem.“

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm:

„Dieß Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, „und als eine Stimme des Schmerzens, die kunstlos und vergleichungs„weise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als „eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können: denn das Individuum be„friedigt dabei ein Bedürfniß, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß „es in Gesängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem „Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entstanden, theilt

* Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1829—30.

„es auch mit, und auf mehr macht es, ſeinem Geſchlechte nach, nicht „Anſpruch.“

„Das Reich der Schatten,“ ſchreibt er ferner, „iſt, mit der „Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt ſo poetiſch „ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, ſo wäre es in gewiſſem „Sinne ein Maximum geweſen. Und das will ich verſuchen, ſobald ich „Muße bekomme. Ich will eine Idylle ſchreiben, wie ich hier eine Elegie „ſchrieb. Alle meine poetiſchen Kräfte ſpannen ſich zu dieſer Energie an — „das Ideal der Schönheit objectiv zu individualiſiren, um daraus eine „Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze „Feld der Poeſie in die naive und die ſentimentaliſche. Die naive hat gar „keine Unterarten (in Rückſicht auf die Empfindungsweiſe nämlich), die „ſentimentaliſche hat ihrer drei: Satire, Elegie, Idylle. In der ſentimen„taliſchen Dichtkunſt (uno aus dieſer heraus kann ich nicht) iſt die Idylle „das höchſte, aber auch das ſchwierigſte Problem. Es wird nämlich auf„gegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchſten poetiſchen „Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur „die Regel; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, „von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernſtlich im Sinne, da fortzufahren, „wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Hercules „mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle ſeyn. Ueber dieſen Stoff „hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieſer darf die menſch„liche Natur nicht verlaſſen, und eben von dieſem Uebertritt des Menſchen „in den Gott würde dieſe Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar „ſchon Götter, aber durch Hercules kann ich ſie noch an die Menſchheit „anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge „mir dieſes Unternehmen, ſo hoffte ich dadurch mit der ſentimentaliſchen „Poeſie über die naive ſelbſt triumphirt zu haben.“

„Eine ſolche Idylle würde eigentlich das Gegenſtück der hohen Komödie „ſeyn und ſie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem ſie „auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die „Komödie ſchließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff iſt „die Wirklichkeit: der Stoff dieſer Idylle iſt das Ideal. Die Ko„mödie iſt dasjenige in der Satire, was das Product quotiens in der „Idylle (dieſe als ein eigenes ſentimentaliſches Geſchlecht betrachtet) ſeyn „würde. Zeigte es ſich, daß eine ſolche Behandlung der Idylle unausführbar „wäre — daß ſich das Ideal nicht individualiſiren ließe — ſo würde die Ko„mödie das höchſte poetiſche Werk ſeyn, für welches ich ſie immer gehalten „habe, bis ich anfing, an die Möglichkeit einer ſolchen Idylle zu glauben.

„Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterb-
„liche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen
„Schatten, keine Schranken, nichts von dem allen mehr zu sehen. — Mir
„schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer
„Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth
„nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein ge-
„waschen ist: ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheri-
„schen Theil meiner Natur noch auf Einmal zusammen, wenn er auch bei
„dieser Gelegenheit rein sollte aufgebracht werden. Fragen Sie mich aber
„nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur
„hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich
„erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Maltha — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den
„ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon
„viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von
„mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehr-
„heit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich
„werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so
„vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn
„zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch
„anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht: denn Wal-
„lenstein ist ein Charakter, der — als echt realistisch — nur im Ganzen,
„aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint
„in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. —
„Ich hoffe aber nichtsdestoweniger, auf rein realistischem Wege einen dramatisch
„großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprinzip hat.
„Vordem habe ich, im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch
„schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es
„probiren und durch die bloße Wahrheit die fehlende Idealität (die sen-
„mentalische nämlich) entschädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der
„eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter

„entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg „gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt „physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um „seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen „und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unter„werfen und erreicht es nicht."

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen „Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, „will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaun„lich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, „wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der „Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach „und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, „in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist „freilich wahr: auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren „werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er „nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen „Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. „Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir ver„spreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unter„ordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander „coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir „da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der „Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, „und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — „Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach „meiner gewohnten Art beikommen konnte; von dem Inhalte habe ich fast „nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt „werden."

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem „Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung be„harre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, „meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt und eben so wenig meine „Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, „an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich „nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das

„Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterb„liche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen „Schatten, keine Schranken, nichts von dem allen mehr zu sehen. — Mir „schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer „Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth „nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein ge„waschen ist: ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätheri„schen Theil meiner Natur noch auf Einmal zusammen, wenn er auch bei „dieser Gelegenheit rein sollte aufgebracht werden. Fragen Sie mich aber „nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur „hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich „erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Maltha hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Maltha — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich," schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den „ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dieß ist schon „viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von „mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehr„heit des Einzelnen; jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich „werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so „vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn „zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch „anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht: denn Wal„lenstein ist ein Charakter, der — als echt realistisch — nur im Ganzen, „aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint „in keinem einzelnen Lebensakte groß, er hat wenig Würde und dergl. — „Ich hoffe aber nichtsdestoweniger, auf rein realistischem Wege einen dramatisch „großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprinzip hat. „Vordem habe ich, im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch „schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es „probiren und durch die bloße Wahrheit die fehlende Idealität (die senti„mentalische nämlich) entschädigen.

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der „eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter

„entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg „gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt „physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um „seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen „und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unter„werfen und erreicht es nicht."

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen „Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, „will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaun„lich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, „wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der „Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach „und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, „in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist „freilich wahr: auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren „werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er „nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen „Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. „Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir ver„spreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unter„ordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander „coordiniren."

Acht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir „da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der „Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, „und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — „Es ist mir fast Alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach „meiner gewohnten Art beikommen konnte; von dem Inhalte habe ich fast „nichts zu erwarten; Alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt „werden."

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem „Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung be„harre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, „meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt und eben so wenig meine „Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, „an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich „nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das

„Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen „kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. „Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz „anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und der Gegenstand ist so „sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er „läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit „begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Haupt-Charakter, bloß mit „der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche dir, daß sie dadurch um „nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren „war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so „unentbehrlich: denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus „ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten „schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch „eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Klasse „hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen „eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände „streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich „das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch „meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie „diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne „welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an „möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da Dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Xenien. Die Geschichte dieses Products kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Hohe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt und gegen jede Beschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen „Gränzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, „und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu „erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache

„mir zwar selbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne „meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus und möchte behaup„ten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, „als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. —

„Wenn man die Kunſt, ſo wie die Philoſophie, als etwas, das immer „wird und nie iſt, als immer dynamiſch und nicht, wie ſie es jetzt nen„nen, atomiſtiſch betrachtet, ſo kann man gegen jedes Product gerecht ſeyn, „ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im Charakter der „Deutſchen, daß ihnen Alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche „Kunſt, ſo wie ſie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich „in ein Symbolum hineinbannen müſſen. Deßwegen gereichen ihnen ſelbſt „treffliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt „werden, und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. „An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunſt „über allen Werken iſt. Es gibt freilich in der Kunſt ein Maximum, aber „nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritte ihr Heil „finden kann. —

„Ich habe dieſer Tage den raſenden Roland wieder geleſen und kann „dir nicht genug ſagen, wie anziehend und erquickend mir dieſe Lectüre „war. Hier iſt Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird „aus ſich heraus ins volle Leben und doch wieder von da zurück in ſich „ſelbſt hineingeführt; man ſchwimmt in einem reichen unendlichen Ele„ment und wird ſeines ewigen identiſchen Ichs los und exiſtirt eben „deßwegen mehr, weil man aus ſich ſelbſt geriſſen wird. Und doch iſt, „trotz aller Ueppigkeit, Raſtloſigkeit und Ungeduld, Form und Plan in „dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt und an der „Stetigkeit und ſich ſelbſt erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit „des Zuſtandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe ſuchen „und keinen Ernſt; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche ſo nöthig „als die Tiefe, und für den Ernſt ſorgt die Vernunft und das Schickſal „genug, daß die Phantaſie ſich nicht damit zu bemengen braucht. —

„Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan „zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, „den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt „zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle „andere von dem Zeitſtrom ergriffen; er kommt ſelbſt, wider Willen, mit „der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer „rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Ge„müther; aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der

er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seiner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten und gab die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Goethe's Propyläen indessen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bei jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahr 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehaltes, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde, nachher im Jahr 1799 eine fernere Zulage und zuletzt im Jahr 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigner Bewegung im Jahr 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufheiterung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Klubb, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die „Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als „ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet: ich erfahre täglich, „wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andre von der Elementar-Aesthetik „wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des „Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie

„mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehne „meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus und möchte behaup„ten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, „als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. —

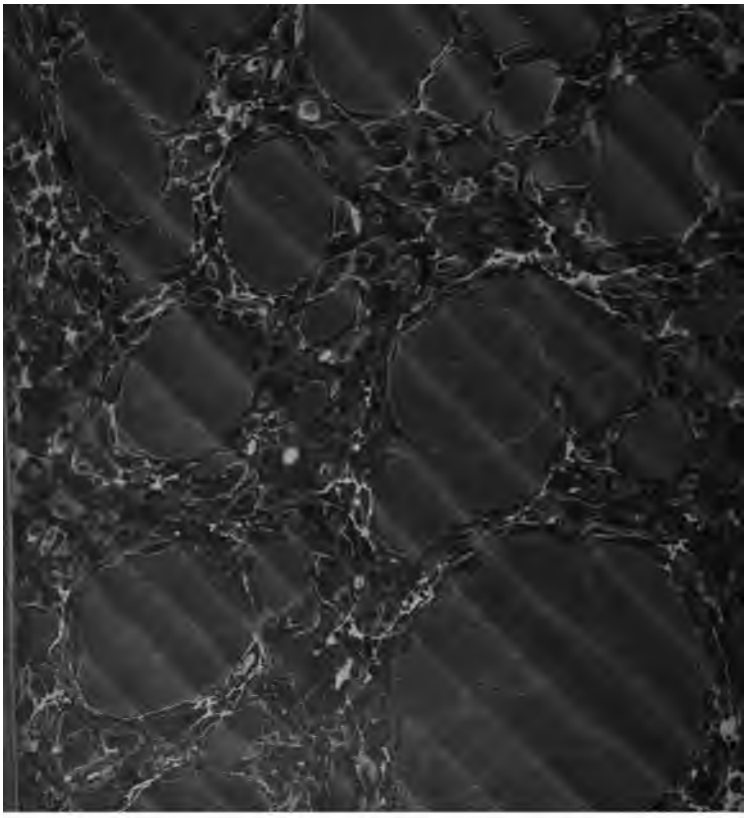
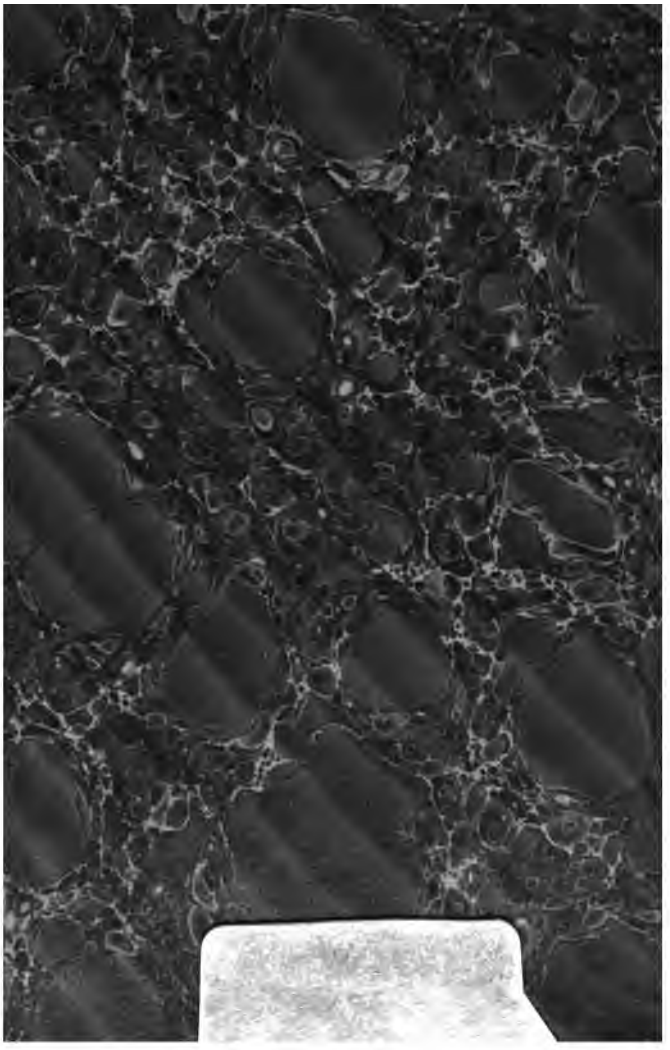
„Wenn man die Kunſt, ſo wie die Philoſophie, als etwas, das immer „wird und nie iſt, als immer dynamiſch und nicht, wie ſie es jetzt nen„nen, atomiſtiſch betrachtet, ſo kann man gegen jedes Product gerecht ſeyn, „ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im Charakter der „Deutſchen, daß ihnen Alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche „Kunſt, ſo wie ſie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich „in ein Symbolum hineinbannen müſſen. Deßwegen gereichen ihnen ſelbſt „treffliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt „werden, und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. „An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunſt „über allen Werken iſt. Es gibt freilich in der Kunſt ein Maximum, aber „nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritte ihr Heil „finden kann. —

„Ich habe dieſer Tage den raſenden Roland wieder geleſen und kann „dir nicht genug ſagen, wie anziehend und erquickend mir dieſe Lectüre „war. Hier iſt Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird „aus ſich heraus ins volle Leben und doch wieder von da zurück in ſich „ſelbſt hineingeführt; man ſchwimmt in einem reichen unendlichen Ele„ment und wird ſeines ewigen identiſchen Ichs los und exiſtirt eben „deßwegen mehr, weil man aus ſich ſelbſt geriſſen wird. Und doch iſt, „trotz aller Ueppigkeit, Raſtloſigkeit und Ungeduld, Form und Plan in „dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt und an der „Stetigkeit und ſich ſelbſt erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit „des Zuſtandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe ſuchen „und keinen Ernſt; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche ſo nöthig „als die Tiefe, und für den Ernſt ſorgt die Vernunft und das Schickſal „genug, daß die Phantaſie ſich nicht damit zu bemengen braucht. —

„Noch hoffe ich in meinem poetiſchen Streben keinen Rückſchritt gethan „zu haben, einen Seitenſchritt vielleicht, indem es mir begegnet ſeyn kann, „den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt „zu haben. Die Werke des dramatiſchen Dichters werden ſchneller als alle „andere von dem Zeitſtrom ergriffen; er kommt ſelbſt, wider Willen, mit „der großen Maſſe in eine vielſeitige Berührung, bei der man nicht immer „rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrſcher zu machen über die Ge„müther; aber welchem Herrſcher begegnet es nicht, daß er auch wieder der

Ein sicherer Geschmack war ihr in der Harmonie ihrer Seelenfähigkeiten angeboren. Ihr Gefühl ward nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn. Der Widerwille gegen alles Gemeine lag in ihr wie in ihm.

Sie war das Weib, dessen er bedurfte. Er konnte auf den klaren Grund dieser Seele schauen, in der nichts Verborgenes lag, ja, der es unmöglich war, ein Wort anders, denn als treues Bild ihrer Gefühle und Gedanken auszusprechen. Der erfrischende Hauch blühender Phantasie wehte durch ihr Leben, und ihre Begleiterin, die Hoffnung, erhielt in Charlotten die Schillern so wohlthätige Heiterkeit. Selbstständigkeit und Charakter vermögen sich gegen die oft harte Nothwendigkeit zu stemmen, aber der Zauber des Umgangs entquillt nur jenen Himmelskräften.

Charlottens Briefe haben eine eigene Grazie. Alles Ernste und Große erfassend, doch die Kleinigkeiten des täglichen Lebens fein fühlend und im heitern, oft komischen Sinne haltend, stellen sie den gegenwärtigen Moment klar und anmuthig dar.

Nach Schillers Tode lebte sie der Erziehung und Leitung des Lebensganges ihrer vier gut gearteten und talentvollen Kinder. Sie erlebte noch die Freude, ihre beiden Söhne glücklich verheirathet zu sehen. Ihre letzten Lebensjahre waren durch Schwäche der Augen, die mit völliger Blindheit bedrohte, getrübt. Sie ertrug auch dieses Unglück mit Muth und Ergebung, genoß noch heitre Tage mit ihren Kindern im Kreise würdiger Freunde aus Schwaben. Nach einer gelungenen Augenoperation, die ihr das Wiedergewinnen des Gesichts versprach, befiel sie ein Nervenschlag. Sie starb in den Armen zweier ihrer Kinder, in Bonn, im Julius 1826. Ihre letzten Stunden waren sanft. Bei entschwundener klarer Besonnenheit fühlte sie die Trennung von den Ihrigen nicht und verschied in freundlichen Phantasien. Wer sich von den geist- und gemüthvollen Zügen ihres Bildnisses angezogen fühlt und ihren milden Einfluß auf das Leben des großen Dichters verfolgen will, kann Charlotten in Schillers Leben, aus den Erinnerungen seiner Freunde geschöpft, näher kennen lernen.